Die soziale Lage der deutschen Orchestermu...

Paul Marsop

Die soziale Lage
der
Deutschen Orchestermusiker

von

Paul Marsop

Der Reinertrag dieser Schrift
fällt der „Unterstützungskasse für Musiker-Witwen und -Waisen"
des „Allgemeinen Deutschen Musiker-Verbandes" zu



Schuster & Loeffler
Berlin und Leipzig 1905

Den Manen

Hans von Bülow's

zugeeignet.

Vorwort.

Die nachstehenden Darlegungen und Betrachtungen wurden zuerst von der „Musik“ gebracht. Als sie zu einem vorläufigen Abschluss gediehen waren, ersuchte mich der Vorstand des „Allgemeinen Deutschen Musiker-Verbandes“ darum, sie zum Besten der von mir vertretenen Sache auch in Broschürenform zusammenzufassen und herauszugeben. Es lag kein Grund vor, diesem Wunsche entgegen zu sein.

Zustimmungen zu meinen Ausführungen gab es in Hülle und Fülle. Vieles Freundliche, das man mir sagte, hat mich jedoch in keiner Weise darüber hinwegtäuschen können, dass mein Versuch erst einen bescheidenen Anfang zur Lösung eines überschwierigen Problems darstellt. Anderseits liessen mich die versteckten Angriffe etlicher Berufsgenossen, die es nun einmal nicht vertragen, wenn man den Bequemeren und Saumseligeren hier und da mit einer notwendigen Anregung zuvorkommt, ebenso kalt, wie die mir in reichlicher Anzahl zugekommenen anonymen Schmäh- und Drohbriefe. Beiläufig gesagt, sind mir die unfrankierten von dieser Gattung lieber als die frankierten. Wie ich

denn überhaupt einen ganzen Lausbuben einem halben vorziehe. Insgleichen stand es mir nicht an, mich mit Blättern von der Art der „Österreichisch-Ungarischen Musiker-Zeitung“ zu befassen, die mich mit den plattesten Beschimpfungen überhäufte, weil ich in der Frage der Konkurrenz der Militärmusiker nicht blindwütig um mich schlug, sondern gelassen stichhaltige Gründe zu entwickeln mich bemühte. Ich sehe einen Waffengang als eine Ehre an. Somit stelle ich mich nur dann zum Strauss, wenn es einem Gegner gilt, der das ihm als dem Angehörigen eines Kulturvolkes von Liebig für den täglichen Bedarf zuerkannte Quantum Seife auch redlich verbraucht. Dies für alle Folge.

Hingegen möcht' ich die Orchestermusiker freundschaftlich, aber eindringlich davor warnen, den Lockungen der sozialdemokratischen Agitatoren Gehör zu schenken, die sich neuerdings sehr eifrig um ihre Gunst bemühen. Niemals habe ich den geringsten Zweifel darüber gelassen, dass ich den liberalen Parteien in der Behandlung wichtiger sozialer Aufgaben keinen rechten Schneid zutraue, solange sie sich nicht dazu aufraffen, den Druck der selbstsüchtigen, sie zur Zeit noch beherrschenden Grosskapitalisten abzuschütteln. Aber ich bin auch davon felsenfest überzeugt, dass die Orchestermusiker von den Herolden und Heerpaukern des Zukunftsstaates nichts zu erwarten haben als leere Phrasen, und dass sie ihre gute und gerechte Sache unheilbar schädigen, sofern sie sich ihre Anwälte unter den Männern des Umsturzes wählen. Nach Pflicht und Gewissen muss ich ihnen grad heraus erklären, dass meine Freunde und ich uns in dem Augenblicke auf Nimmerwiedersehen von ihnen trennen werden, wo

sich eine stärkere zu politischen Extremen hindrängende Strömung in ihren Reihen bemerklich machen sollte.

Verstehen wir uns über diesen Punkt, so werde ich mich auch fernerhin für sie einsetzen, unbekümmert darum, ob mir auf dem Wege, den ich mir vorzeichne, von rechts oder von links her etwelches Gekläff entgegentönt. Für diesmal obliegt es mir noch, denen herzlich zu danken, die mir im begonnenen Kampfe zur Seite traten. Und ebenso denen meinen besten Dank zu sagen, die mich durch Zusendung von Material unterstützten: den Behörden, den ausübenden Künstlern, den werten Kollegen. Viel ehrendes Vertrauen wurde mir zuteil: ich habe mich bestrebt, es zu rechtfertigen, so gut ich es vermochte.

Was ich im Folgenden darstelle, ist erlebt, nicht zusammengeklittert. Für empfindende Menschen hab' ich geschrieben, nicht für ganz- oder halbwissenschaftlich ausstaffierte Spähneklauber. Aus Not und Elend drechselt man keine Doktorfragen.

München, im Spätherbst 1905.

Der Verfasser.

I.

In einem Kreise von Münchner Bürgern — sämtlich gereiften, besonnenen, angesehenen Männern — wurde über Wohl und Wehe der deutschen Orchestermusiker gesprochen. Ein Vertreter dieses Standes war nicht zugegen. Der Alterspräsident der Gesellschaft verhielt sich lange schweigend. Von verschiedenen Seiten gedrängt, seine Meinung nicht in sich zu verschliessen, sagte er endlich: „Ich will euch ein vom Generalmusikdirektor Lachner stammendes Wort ins Gedächtnis zurückrufen: ‚Hungrige Hunde jagen gut'!" Uns allen schoss das Blut in die Wangen, und heftige Ausrufe der Empörung wurden laut. „Auch wirklich keine Anekdote?" warf Jemand ein. Der ehrenfeste Herr sah ihn mit einem Blick an, vor dem jeder Zweifel erstarb. Damals fasste ich den Vorsatz, der gerechten Sache der Orchestermusiker zu dienen, so gut ich es irgend vermochte. So schickte ich mich zu dem Versuch an, vor der breiten Öffentlichkeit ein Bild der sozialen Lage dieser weitverzweigten Künstlerscharen zu entwerfen, in getreuer Wiedergabe der Linien, in denen es sich heute dem Kundigeren darstellt. Nicht die Bemühungen Einzelner: nur der unwiderstehliche Druck der grossen öffentlichen, wahrheitsgemäss unter-

richteten, in klar ausgesprochenem Willen nicht zu beugenden öffentlichen Meinung kann auf diesem Gebiet Wandel schaffen. Darum gilt es in weiten Kreisen das Bewusstsein zu wecken, dass hier eine bedeutsame soziale Pflicht zu erfüllen ist.

Ein mir nahestehender Freund, der selbst auf dem Felde sozialer Fürsorge viele Jahre hindurch eifrig und höchst erfolgreich tätig war, brachte schwerwiegende Bedenken vor, als ich ihm von meinem Vorhaben sprach. Es sei doch recht ernstlich zu erwägen, ob solche für eine weite Verbreitung bestimmten, wenn auch mit peinlicher Strenge im Bereich des Tatsächlichen festgehaltenen Erörterungen nicht mehr Schaden stiften als Nutzen bringen würden. Ob auch, das tief Beklagenswerte aller unstreitig vorhandenen Missstände und Ungerechtigkeiten zugegeben, in Anbetracht der nicht übermässig günstigen wirtschaftlichen Verhältnisse unserer Tage, im Hinblick auf den Sondercharakter nicht weniger mit finanziellen Schwierigkeiten kämpfender Bühnen, Konzertinstitute und Vergnügungsanstalten gegenwärtig die zur Herbeiführung einer durchgreifenden Besserung erforderlichen materiellen Mittel aufgebracht, zur Verfügung gestellt werden könnten. Und ob, wenn sich derartige Mittel zurzeit nicht flüssig machen liessen, die einmal angefachte, mit Naturnotwendigkeit sich rasch überallhin fortpflanzende Diskussion nicht das unerwünschte Ergebnis zeitigen möchte, dass eine beträchtliche Anzahl sich seither kümmerlich aber resigniert durchs Dasein schlagender Musiker den unheilbar verbitterten, in offenem oder heimlichem Kampf gegen die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung anstürmenden Elementen zugetrieben würde.

Diese Bedenken waren keineswegs leicht zu nehmen. Wer während der letzten zwanzig Jahre aufmerksam den mannigfachen Bestrebungen folgte, die darauf abzielten, das Los der wirtschaftlich Schwachen zu verbessern, der musste mit Bedauern wahrnehmen, dass hier in bester, dort in nicht immer löblicher Absicht auch folgenschwere Fehlgriffe begangen wurden. Nur ein typisches Beispiel: junge, ehrgeizige Privatdozenten der Volkswirtschaftslehre, die sich schnell einen Namen machen wollen, entdecken über Nacht in sich eine warme Neigung zu einer sonderlich bedrückten und hilfsbedürftigen Berufsklasse. Sie wissen sich nichts Besseres, als an alle erreichbaren Mitglieder dieses Standes riesige, mit einem höchst verwickelten Schema von Fragen bedeckte Bogen herumzuschicken — Fragen, die nach Inhalt und Ausdrucksweise derartig zurecht gestutzt sind, dass sie in ihrer Tragweite just von wenigen hellsichtigen, ganz speziell vorgebildeten Fachgenossen des Fragestellers begriffen werden können. Das Ergebnis: bei vielen Halb- und Viertelsgebildeten, in deren Hände jene Bogen gelangen, wird eine unleidliche Verwirrung angerichtet. Zu der legitimen, aus unanfechtbaren Voraussetzungen, aus einer klaren Erkenntnis von Ursachen und Wirkungen hervorgehenden Unzufriedenheit gesellen sich ruhelos auf der Lauer liegende Gereiztheit, Arbeitsscheu, Neid gegen jeden Bessergestellten und jene dumpfe, sinnlose, durch keinen verständigen Zuspruch mehr zu beschwichtigende Wut, die nur noch vom allgemeinen Kehraus mit dem Achtstundentag der Guillotine und unbeschränktem Plünderungsrecht eine Besserung der eigenen Lage erwartet. Schaden angerichtet haben mitunter sogar die Bestrebungen be-

sonnener, selbstloser Männer, in hart arbeitenden und ungenügend entlohnten sozialen Schichten alle reichen Segnungen der Aufklärung auf eine dem Fassungsvermögen der zu Unterrichtenden zweckmässig angepasste Weise zu verbreiten — insofern nämlich auch Fülle des Wissens und der Erkenntnis nur dann von rechtem Segen ist, wenn sie gemäss der allgemeinen wirtschaftlichen Lage und der für ein bestimmtes Arbeits-, bezüglich Produktionsgebiet jedesmal in Betracht kommenden Verhältnisse auch praktische Anwendung finden kann. Ist das nicht der Fall, so lässt das geklärte Bewusstsein erhöhter Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit das Widrige einer gedrückten Stellung und eines kärglichen Erwerbs nur um so schmerzlicher empfinden.

Jeder, der auf sozialem Gebiet Anregungen geben will, muss also dessen eingedenk sein und bleiben, dass er keine geringe Verantwortung auf sich nimmt. Und sich davor hüten, Forderungen zu stellen, die, so gerechtfertigt sie in vielen Teilen oder selbst im Ganzen sein mögen, doch in Ansehung der noch nicht hinlänglich geförderten Einsicht oder der hartgesottenen, äusserst schwer zu bekämpfenden Eigensucht massgebender Faktoren noch auf unabsehbare Jahre hinaus nicht zu verwirklichen sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich somit bei solchen schlechten Dank ernten, die sich von meinem seit etlicher Zeit kundgegebenen Vorhaben gleich goldene Berge versprachen. Sei's drum. Die Paraderolle des gespreizten, mit unerfüllbaren Verheissungen sich einschmeichelnden Volkstribunen mögen Andere spielen. Auch insofern muss ich manche Enttäuschung hervorrufen, als ich über die besonderen Ver-

hältnisse bestimmter Orchesterinstitute nur hier und da mich verbreiten kann. Aus wohlerwogenen Gründen. Nicht nur die Leiter dieses und jenes Hoftheaters, sondern auch verschiedentliche scheinbar stark demokratisch gefärbte, mit der Sorge für einen Instrumentalkörper betraute Stadtvertretungen sind heute noch von altfränkischer Korporalsgesinnung beseelt. Was nicht im Gehirn jener Herren selbst aufkeimt, dünkt ihnen im vornherein verwerflich. Jede nicht rosarot angestrichene Schilderung in Betracht kommender Zustände wird als parteiisch, als hetzerisch verdächtigt. Auch mit massvollen, im verbindlichsten Ton gemachten Vorschlägen bewirkt man bei solchen selbstherrlichen Leuten nicht selten das Gegenteil. Nicht allein, dass das „nun gerade nicht", oder wie wir in Süddeutschland sagen, „der Herr Justamentnöt" sich alsbald straff in Positur stellt: man schreitet dann womöglich zu Repressalien gegen die ohnedies leidende Partei. Denn also spricht der Gewaltige: „Die ganze Schererei kommt mir doch nur deshalb über den Hals, weil die S . . . bande den verdammten Schreibern die Notizen zugesteckt hat!" Es gilt daher, aus der Fülle des vorliegenden Materials das besonders Beweiskräftige mit allem Bedacht herauszuheben, damit die, denen geholfen werden soll, nicht erst recht ins Gedränge geraten. Gelangen die Tausende und Abertausende, die in öffentlichen Musikaufführungen Anregung, Auffrischung, Erhebung finden, erst einmal zur Klarheit darüber, dass für all diese Genüsse bisher nicht selten sorgenbedrückte, ja mit Hunger und Elend kämpfende Mitmenschen einstehen mussten, dann wird die ohne Zweifel losbrechende allgemeine Bewegung sich bis in die entlegensten Flecken deutscher Lande fort-

pflanzen, und auch die verstocktesten, keiner Regung humaner Empfindung, keinen sachlichen Gründen, keinen gütlichen Vorstellungen zugänglichen Bureauseelen und Kunstspekulanten dazu zwingen, Gerechtigkeit walten zu lassen und Wandel zu schaffen.

Auch werden in den nachfolgenden Darlegungen die Zahlen als solche keinen Vorzugsplatz erhalten. Die schulmeisterliche Floskel „Zahlen beweisen“ stammt aus den Kinderjahren der Statistik. Mit ein wenig Geschick und Übung kann man Ziffern in beliebigen Gruppierungen austauschen, wie man Kartenkunststücke macht, wie man in unseren Parlamentskomödien sogenannte Finanzexposés improvisiert. Nichts ist so vieldeutig wie die Ziffer. Im Besitz eines Einkommens, das dem Kalabresen oder Sizilianer ein behagliches Leben sichert, fristet man in Deutschland schlecht und recht sein Dasein, nagt man in den Metropolen der Vereinigten Staaten von Nordamerika beinahe am Hungertuche. Stellen wir zwei Orchestermusiker mit ungefähr gleichem Gehalt einander gegenüber, von denen der eine in einem Zentrum des deutschen Nordens oder Westens, der andere in einer behaglichen badischen oder württembergischen Landstadt tätig sei: der letztere ist erträglich gut, der erstere schlecht besoldet. Sonderart und durchschnittliche Dauer der Gesamtbeschäftigung, der dienstlichen Inanspruchnahme, Wohnungsverhältnisse, Lebensmittelpreise, Schulgeldnormen, Gelegenheit zu Nebenerwerb durch Privatstunden, Kunstsinn und Unterhaltungsbedürfnis einer im allgemeinen mässig oder ansehnlich begüterten Ortsbürgerschaft: all' das und manches andere ist hier und dort ausserordentlich verschieden und mindert den Wert vergleichender Gehaltstabellen, deren man ja

als Vorstudien keineswegs entraten kann, im Rahmen einer zusammenfassenden Darstellung beträchtlich. Darum soll hier die Zahl nur an besonders „exponierten Stellen" ins Feld rücken. Desgleichen, wenn sie wichtige Durchschnittsergebnisse leidlich einwandfrei kennzeichnen mag. Vielleicht ist in dieser Welt durch eine schlichte Zusammenreihung ungeschminkter Tatsachen, durch Logik, die nicht mit abstrakten Formeln, sondern mit gemeinverständlichen Gründen spricht — und durch einen Appell an das doch auch im modernen Menschen noch nicht ganz ertötete Billigkeits- und Gerechtigkeitsgefühl immerhin Einiges zu erreichen.

II.

Als mächtiger Faktor wirkt die Musik im Leben der Gegenwart. Als allzu mächtiger, wie auch der Musiker zugestehen muss, wenn er einen weiteren Blick hat und ehrlich sein will. Im Übermass gepflegt und genossen, drängt sie den für eine harmonische Geistes- und Gemütsbildung gleich wichtigen erzieherischen Einfluss der anderen Künste über Gebühr zurück — bei jedem, in dem sich eine triebkräftige Phantasie regt, insbesondere bei denen, deren Wille noch ungefestigt ist. Während sie den ästhetischen Charakter verweichlicht, unterspült sie allgemach auch eine straffere Geistesdisziplin, wie sie vor allem einem Volke vonnöten ist, das nur mit eiserner Anspannung aller Energieen sich im kriegerischen und friedlichen Wettkampf der Nationen seine Zukunft sichern kann. Mancherlei hat dieses »Zuviel« an Musik aufkommen lassen. Der Umstand, dass während des neunzehnten Jahrhunderts in fast ununterbrochener Folge Meister der Tonkunst schufen, denen auf den Gebieten der Dichtkunst, der Malerei, der Architektur nach dem Tode Goethes nur wenige oder gar keine ebenbürtige Begabungen gegenübertraten. Die schamlosen Treibereien der Musikagenten, die das Konzertwesen von Jahr zu Jahr mehr in die Breite

streckten und veräusserlichten, um es geschäftlich um so besser ausbeuten zu können. Die ausserordentliche Entwicklung der Klavierbau-Industrie. Das Überhandnehmen der allzuleicht zugänglichen Konservatorien und Akademieen der Tonkunst, und mit ihm das verhängnisvolle Anwachsen eines Proletariates von stellenlosen oder zu einem Sklavendienst gezwungenen ausübenden Musikern, von Lehrern und Lehrerinnen, die ihre Fähigkeiten für einen Hungerlohn feilboten. Endlich die Gewerbefreiheit, die der ungemessenen Ausbreitung der nichtsnutzigen Biergarten-Unterhaltungsware wie der Gassenhauermusik des Tingeltangels Tür und Tor öffnete, und auf die oft bedenkliche, mitunter geradezu verbrecherische Ausnützung des musikalischen Lehrlingswesens gleichsam einen Preis setzte.*) Es steht dahin,

*) Ich weiss wohl, dass über jeden, der nur mit dem kleinen Finger an die Gewerbefreiheit rührt, in „liberalen" Kreisen von sämtlichen Prinzipienpfaffen der grosse Bann verhängt wird. Die erstaunliche politische Unreife und Unselbständigkeit unserer behandschuhten und unbehandschuhten Demokraten zeigt sich vornehmlich auch darin, dass sie jede Materie in Bausch und Bogen beschworen und erledigt wissen wollen. Es gibt doch wahrlich grundverschiedene Arten von Gewerbe! Dem ehrlichen Gewerbe, dem rechtschaffenen Handwerk heutigentags durch blöden mittelalterlichen Zunftzwang Luft und Licht zu verschränken, das wäre allerdings unsäglich töricht. Aber ein unehrliches Gewerbe, in der Art des unbehinderten skrupellosen Ausschlachtens der musikalischen Lehrlingsarbeit und des, weiss der Himmel warum, von unseren Behörden mit grenzenloser Güte und Nachsicht behandelten Café-Chantant-Unwesens: das sollte vom Polizeibüttel schonungslos zu Tode geknebelt werden. Suprema lex ist die Volksgesundheit!

Beiläufig gesagt: es ist hoch an der Zeit, dass just die, welche die ernste Kunst von der albernen Bevormundung des

ob es in absehbarer Zeit gelingen wird, das schier uferlose, in trüben Fluten über endlose Untiefen fortstrudelnde Gewässer einzudämmen und zu regeln. Geboten ist es, jede Bestrebung fest im Auge zu halten und zu unterstützen, von der man sich eine vernünftige, der Kunst dienliche Einschränkung des Un- und Übersegens zu versprechen hat. Zugleich müssen wir uns innerhalb des einmal Bestehenden derart einrichten, dass wir einstweilen den Musiker tunlichst wirtschaftlich und damit auch moralisch stärken. Der ohne schwere Sorgen in seinem Beruf tätige Musiker von freierem geistigen Horizont wird der beste Kämpfer im Streit gegen Handwerkerei, Trugkunst, öden Dilettantismus und skrupellose Geschäftsmache sein. Keiner wird dann so gut wie er dazu helfen können, dass die ausgeübte Musik nicht nur in seltenen, durch hervorragende führende Begabungen inspirierten Einzelleistungen, sondern auch in ihrer Gesamtheit wiederum Qualitätskunst werde.

Vom Wohl des Instrumentalisten hängt die Zukunft unseres Musiklebens ab.

Im Mittelpunkt des vielgestaltigen Konzert- und Opernwesens unserer Tage, im Mittelpunkt der neueren Entwicklungsgeschichte der deutschen Tonkunst steht das Orchester. Das unwirtlich lichtarme nordische Klima, das den musikalisch Begabten stärker zum Insichhineinträumen als zum Sichaussingen bestimmt, die Reflexwirkungen der mit tiefgründiger Philosophie genährten,

---

Zensors und seiner Handlanger erlöst zu sehen wünschen, einen kräftigen Vorstoss gegen die Variété- und Tingeltangel-Schandwirtschaft unternehmen! Der schlimmste Feind des freien Geistes ist die Gemeinheit.

der Tonkunst auf Fortschrittsbahnen fast stets voranschreitenden nationalen Dichtung, die Freude an reichgegliederter Polyphonie, die auch durch den von einem kräftigen Individualismus genährten produktiven Widerstreit der Stimmen in Stammesgegensätzen, inneren wirtschaftlichen Reibungen, wissenschaftlichen Turnieren, wechselseitigen Befehdungen in hunderterlei ästhetischen Richtungen hindurchscheint: sie haben den Deutschen zum ersten Orchesterdenker und Orchesterbeherrscher der Welt heranreifen lassen. Das nicht sonderlich formgerechte, in seinen realistischen Versuchen meist herzlich ungeschickte deutsche Drama zieht seine besten Nährsäfte aus dem dämmerigen Traumleben der Seele — und gleicherweise die deutsche Musik die ihrigen aus dem Vermögen des Orchesters, in die rätselvollen, von keiner Gedankenleuchte aufzuhellenden Tiefen der Empfindung hinabzutauchen. Mit der deutschen Symphonie, als einer der gewaltigsten Offenbarungen des germanischen Geistes, ist das deutsche Orchester gross geworden; mit ihr bereitete es dem neueren musikalischen Drama Formen und Farben vor. Hans von Bülow, der Grossmeister der nachschaffenden Kunst, hat vor dem Orchester sein Genie entdeckt; mit dem Orchester haben sich seine ergebenen und seine weniger dankbaren Schüler, seine glücklichen Nachahmer und selbst seine frauenzimmerlichen Antipoden ihren Namen und ihre Siege gewonnen. Hier der zuverlässigste Bürge für das Gelingen der Festspiele unserer Zeit, dort das Wesen der Klassiker wiederspiegelnd, wie es eine historisch geläuterte, der Geistreichelei und der parteimässigen Zustutzung gleich abholde Auffassung erkennen soll, dort den Absichten kühner Program-

matiker als treuer Dolmetsch dienend: überall redet unser deutsches Orchester seine bedeutsame, eindringliche Sprache. Wie das gesprochene Schauspiel, so sind auch das symphonische Werk und das Musikdrama noch keineswegs „fertig", wenn der Tonsetzer unter die letzte Seite sein „finis" geschrieben hat; erst in der nachschöpferischen Tätigkeit homogener ausführender Kräfte reifen sie zur Vollendung aus. An solchem Nachschaffen nimmt das Orchester vollauf teil, und zwar in um so höherem Grade, als die von ungefähr mit der Mozartischen Oper beginnende scharfe Individualisierung der Gruppen und der einzelnen Instrumente bei dem gerade zur Wiedergabe gelangenden Werke sich in gesteigert moderner Behandlung kundgibt. Mit der suggestiven Macht des stilkundigen und gewandten Dirigenten allein ist es nicht getan. Man könnte die Rolle, die das Orchester heute spielt, mit der der parlamentarischen Faktoren in einem konstitutionellen Idealstaat vergleichen, während dem Kapellmeister die des führenden, verantwortlichen, sein Amt unter sorgfältiger Respektierung des souveränen Komponistenwillens verwaltenden Ministers zugefallen ist.

Die Instrumentalisten stehen, wenn wir den Durchschnitt ziehen, sowohl nach Seite der Technik als auch nach Seite des Vortrages auf der Höhe der Anforderungen unserer Zeit, wogegen die Sänger, alles in allem genommen, hinter ihr zurückgeblieben sind. Wenn Wagner von den Orchesterleistungen bei den ersten Bayreuther Festspielen oder von ihm im Wesentlichen genügenden Operndarstellungen spricht, denen er im letzten Dezennium seines Lebens beiwohnte, so klingt sein Lob stets überzeugend — den Künstlern der Bühne

gegenüber muss er sich öfters mit der Anerkennung des besten Wollens, mit gewundenen Komplimenten, mit der Versicherung seiner persönlichen Dankbarkeit und freundschaftlichen Gesinnung helfen. Man nehme ein Dutzend aufs Geratewohl herausgegriffener Berichte fachkundiger, ehrlicher Wiener und Münchner, Berliner und Hamburger Kritiker über Neueinstudierungen Mozartischer, Weberischer, Wagnerischer Partituren, über Erstaufführungen eines Musikdramas von Richard Strauss, Pfitzner, Schillings, Klose zur Hand: in elf, wenn nicht in allen zwölf Fällen wird man finden, dass das Orchester seiner Aufgabe, sei sie auch noch so schwierig, vollkommen oder doch nahezu gewachsen war, die Gesangssolisten aber trotz redlicher offensichtlicher Bemühungen über die mehr oder weniger gewissenhafte Ausfüllung hergebrachter Schablonen nicht recht hinauskamen. Es ist hier nicht der Ort, des Eingehenderen darzulegen, wie es geschah, dass die deutschen Bühnensänger arg ins Hintertreffen gerieten — durch Unfleiss und blinde Erwerbsgier, durch das Verschulden ungenügend vorgebildeter oder wenig pflichtgetreuer Lehrkräfte, auch nicht zum mindesten deshalb, weil ihnen die überraschend schnell sich vollziehende Entwicklung des musikalischen Dramas gewissermassen über den Kopf wuchs. Für den vorliegenden Zweck muss die Feststellung genügen, dass in den ebenso tiefgreifenden als umfangreichen, das Wesen und den Arbeitskreis des ausübenden Musikers innerlich und äusserlich umgestaltenden fortschrittlichen Bewegungen der letzten fünfzig bis sechzig Jahre neben dem Dirigenten allein das Orchester als zuverlässiger, im besten Sinne wandlungsfähiger, seine künstlerische Intelligenz wie seine

Schlagfertigkeit von Tag zu Tag steigernder Hauptfaktor sich erwies. An diesem grandiosen Aufschwung des Könnens, der sich naturgemäss in den Leistungen der grossen Hoftheater- und einiger weniger altangesehener städtischer Orchester am augenfälligsten kundgibt, haben auch die kleineren Instrumentalkörperschaften, bis herab zu den bescheidensten Vereinigungen, nach Verhältnis ihren Anteil — und ebenso an der untrennbar damit verbundenen riesigen Erhöhung der geistigen und der physischen Anstrengung. Überall erscheinen die zu bewältigenden Aufgaben im Vergleich mit früheren, wenngleich noch nicht so lange zurückliegenden Zeiten, höher gestellt und vervielfältigt. Die Anzahl der Opernvorstellungen, und vornehmlich solcher von mehrstündiger Dauer, nimmt an den Bühneninstituten der Residenzen wie an denen selbst mässig bevölkerter Provinzorte progressiv zu. Städte von fünfzig- und vierzigtausend Einwohnern, in denen ehedem höchstens einmal Dilettanten mit Unterstützung etlicher Militärmusiker sich zur Ausführung einer Haydnschen Symphonie und einer Mendelssohnschen Ouvertüre in einem Hotel- oder Kasinosaal zusammenfanden, haben gegenwärtig ihr stattliches Konzertgebäude und ihren ständigen winterlichen Zyklus symphonischer Konzerte, bei denen Franz Liszt und Richard Strauss in ausreichend starker Besetzung aller Stimmen zu Wort kommen. Die Militärkapellen machen sich, seitdem von einer Anzahl ihrer Mitglieder auch die Beherrschung der Technik eines Streichinstrumentes beansprucht wird, bei öffentlichen Veranstaltungen so ziemlich mit jeder Sparte der musikalischen Literatur zu schaffen. Selbst die allerbescheidensten Gasthaus- und Gartenorchester haben in

der Wiedergabe von Ouvertüren und Märschen, Tänzen und Potpourris, wie sie in unseren Tagen ihre Brotgeber und ihr Publikum verlangen, sich um ein gut Teil stärker anzuspannen, als dies in vormärzlichen Zeiten an gleicher Stelle erforderlich war.

Am augenfälligsten offenbart sich das schreiende Missverhältniss zwischen hochgesteigerten Ansprüchen und einer kärglichen, gänzlich unzureichenden, trotz leidlicher, hier und da vorgenommener Aufbesserungen im Wesentlichen noch den mässigen Arbeitsverhältnissen längst überwundener Perioden entsprechenden Entlohnung, wenn man in Berücksichtigung heutiger Gegebenheiten die Tätigkeit eines Bühnensängers mit der eines massgebenden Orchestermitgliedes, des Führers einer Streichergruppe oder eines Bläsersolisten, vergleicht — eine Parallele, die allerdings nur annäherungsweise durchzuführen ist. Der Aufgabenkreis hat sich freilich auch für den Ersteren beträchtlich erweitert. Er muss das schier Unmögliche wenigstens versuchen, sich in die völlig heterogenen Rollen des italienischen, des französischen Repertoires, der älteren einheimischen Spieloper, des Musikdramas der Neuen und Neuesten zu gleicher Zeit einzuleben. Er muss seine Darstellung erheblich mehr im Einzelnen ausfeilen, während er sich zuvor vielfach mit summarischen Geberden helfen konnte. Er muss gründlichere Studien in der Harmonielehre machen, um sich in der modernen Chromatik gut zurechtzufinden und sich schwierige Intervallschritte sicher einprägen. Doch er nimmt es mit all dem nicht allzu ernst. Und er wird nicht nur von den Direktoren, sondern auch von den Kapellmeistern über Gebühr geschont — von diesen, weil sie sich in überwiegender

Zahl einseitig als Orchestertechniker schulen und selbst vom Gesang wenig verstehen; von jenen, weil sie sich zumeist in die Hände von Agenten gegeben haben, die bei jedem schlechterdings unvermeidlichen Neuengagement die Bezüge der Künstler und damit ihre Gebühren und Prozente wieder um ein erkleckliches Stück hinauftreiben. So ist denn bei einem nicht geringen Bruchteil der Bühnensänger das Einkommen im umgekehrten Verhältnis zur Leistungsfähigkeit gestiegen. Was massen es aber den Intendanten und Dirigenten zur zweiten Natur geworden ist, die teuren Vögel ängstlich zu hegen, ihnen eine fast unbegrenzte Nachsicht entgegenzubringen und den hier und da bezeigten guten Willen schon als etwas Besonderes anzurechnen, haben sie sich daran gewöhnt, an das, was der Sänger, und an das, was der Instrumentalist bietet, wider Recht und Billigkeit einen grundverschiedenen kritischen Massstab anzulegen. Rein objektiv genommen wird heute von den Vorgesetzten im allgemeinen dem Bühnenkünstler das Mittelmässige als „gut" oder gar „vortrefflich", dem Orchesterkünstler das mit bestem Fleiss Vorbereitete, in der Ausführung oft Tadellose als „eben gerade befriedigend" angeschrieben. Auch das erklärt die sich in den überbescheidenen und überhohen Gehaltsummen ausdrückende praktische Bewertung des Gebotenen im einen und im anderen Falle. Wobei noch mitspricht, dass der Sänger, dessen allgemeine Bildung im Durchschnitt nicht viel über der seines Kollegen im Orchester steht, über glattere Manieren verfügt, sicherer auftritt und somit seine Ansprüche geschickter oder mit grösserem Aplomb geltend zu machen versteht, als der mit der sogenannten „guten Gesellschaft" erst seit kürzerer Zeit in Berührung ge-

tretene, in seinen Umgangsformen und seiner Redeweise oft noch recht ungewandte Instrumentalist. Nur wer das Leben hinter den Kulissen nicht kennt, mag sich darüber wundern, dass es in einer Scheinwelt, in der man doch mit jeder Art von Komödiespielen vertraut ist, dessen ungeachtet auf das Imponieren-Können verzweifelt viel ankommt.

Alles in allem genommen: der Höchstgebietende, der Intendant, der den Sänger leutselig, wenn nicht mit überströmender Liebenswürdigkeit empfängt und womöglich in jeder Tasche eine Gehalts-, Rollen- oder Urlaubskonzession für ihn bereit hält, erwidert den Gruss des Orchestermitgliedes mit knapper Höflichkeit und nimmt jede von ihm überreichte Eingabe vornweg mit gerunzelter Stirn entgegen. Zu seiner Entschuldigung ist zu sagen, dass er selten etwas von Musik versteht, und dass die Kapellmeister und Regisseure in der Regel zu furchtsam oder zu bequem sind, um ihn darüber aufzuklären, dass dem Instrumentalisten heutigentags im Gesamtorganismus der Aufführung eine ungleich anstrengendere, bedeutungsvollere und verantwortlichere Aufgabe zufällt, als in den jetzt überwundenen Perioden der oft zu einem guten Teil aus Pausen bestehenden Nummernoper, der Balletfeerie und des gemütlichen Singspiels. Den Leitern unserer Theaterorchester, vornehmlich denen der grösseren, kann der Vorwurf nicht erspart werden, dass sie die Interessen ihrer Untergebenen an den entscheidenden Stellen bisher nicht mit genügendem Nachdruck vertreten haben. Besser wie irgend jemand wissen ja sie darüber Bescheid, dass von einem ersten Oboisten, Klarinettisten oder Hornisten heutzutage in der Betätigung von Schlagfertigkeit, rhyth-

mischer Sicherheit, musikalischem Architekturgefühl, in beseeltem und eindringlich deklamatorisch gesteigertem Vortrage ungleich mehr verlangt wird als von den Bühnenkünstlern, die auf dem mittleren und hinteren Plan stehen, wie vom zweiten Bariton und Bass, vom Spieltenor, dessen Repertoire aus einem halb Dutzend Rollen sich zusammensetzt, von der Koloratursängerin, die zwei bis dreimal im Monat auftritt und im Sinne einer ernsten deutschen Theaterführung eigentlich nur noch für die „Königin der Nacht" in Betracht kommt. Wobei zugunsten der Erstgenannten noch ein weiteres anzumerken ist: sie werden jenen hochgespannten Anforderungen unter erschwerenden Umständen gerecht, umstürmt vom Gewoge hier und dort rhythmisch verschieden geführter, durch alle Lagen, Harmonieen und Disharmonieen gehender anderer Instrumentalstimmen, die dicht vor, neben, hinter ihnen erklingen, oft bei einer unzureichenden, die nötige Bewegungsfreiheit des Einzelnen verkümmernden räumlichen Einrichtung und bei unglücklicher Disposition der Pulte, die dem Spieler das erforderliche Einvernehmen mit dem Dirigenten nur vermöge eines anhaltenden krampfhaften Ausreckens des Kopfes gestattet — während der Sänger frei über dem vieltönigen Gebrause dasteht, nach allen Seiten „Luft" hat, und von Auge, Hand und Stimme des ihm direkt gegenübersitzenden Kapellmeisters bequem jede Hilfe entgegenzunehmen vermag.

Dies alles wohl erwogen, stelle man nun den Gehalt, den ein solch ausgezeichneter, nicht weniger um seiner moralischen Energie als um seines Könnens willen bewunderungswerter Künstler heute noch bezieht, dem acht- bis zehnfach höheren einer windigen Koloraturprin-

zessin oder eines ausgesungenen, für ein ödes Grimassieren kaum mehr noch vom Galeriepublikum beklatschten Buffos entgegen, und frage sich, wo denn in aller Welt hier Recht und Gerechtigkeit bleiben! Aber freilich: der Orchestermusiker hat, wie es nach wie vor in unzähligen amtlichen Schriftstücken und Verordnungen heisst, „Dienst zu tun," ist also, wie es scheint, in seiner sozialen Stellung über den dem Gesinde gleich gehaltenen streichenden oder blasenden Lakai der Haydn- und Mozart-Epoche noch nicht allzu hoch hinausgewachsen. Das in vielen Fällen überreich entlohnte, mit allen erdenklichen Rücksichten gehätschelte Theaterdämchen spielt dagegen zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, über zwei Dezennien nach Richard Wagners Tode, geruhig die Rolle der Serenissima der Bretter weiter, die sie bereits spielte, als die opera seria noch eine höfische Sondervergnüglichkeit war.

Wer nicht sieht, nicht fühlt, dass hier baldigst ein zureichender Ausgleich hergestellt und gründlich Wandel geschafft werden muss, der ist schwachsinnig oder bösen Willens, der hat keine Ahnung davon, dass er in einer Zeit lebt, in der die Kunst für das Volk geschaffen, nachgeschaffen und vom Volk gewürdigt wird, in der die bedeutungsvolle Losung für alle Tüchtigen, Aufstrebenden und billig Denkenden ausgleichende soziale Gerechtigkeit heisst.

III.

Enorm gesteigerte Ansprüche an die Leistungsfähigkeit auf der einen Seite — auf der anderen eine kümmerliche, neuerdings im Durchschnitt um ein Geringes gestiegene, doch nach wie vor völlig unzureichende Entlohnung, die demgemäss weder mit jenen erhöhten Anforderungen, noch mit der allgemeinen starken Verteuerung aller Lebensbedürfnisse auch nur ganz obenhin im Einklang steht: das ist die Signatur der unhaltbaren Lage der Orchestermusiker.

Fast alle grösseren und mittleren deutschen Orchestervereinigungen haben seit Jahren an die ihnen vorgesetzten Stellen Petitionen gerichtet, in denen nicht sowohl ein wirklich gerechter Ausgleich zwischen Leistung und Entgelt, als vielmehr nur eine mässige, eine anständig bescheidene Lebensführung eben gerade ermöglichende Aufbesserung der Gehaltsverhältnisse angestrebt wurde. Das Herz krampft sich einem zusammen, wenn man in diesen Eingaben liest, wie echte und rechte Künstler einen Landtag, eine Behörde, eine preisliche, aus grossmächtigen Industriellen und Geldfürsten sich zusammensetzende Bühnenkommission anno domini

1901 oder 1903 »untertänigst« um einige hundert Mark angehen, um mit den Ihrigen vor dem Hunger geschützt zu sein. Die Mitglieder des Hauptorchesters eines reichen mitteldeutschen Handelsemporiums ersuchen um eine Neuregelung ihrer Bezüge, die erforderlich sei, wenn sie nicht »der Gefahr ausgesetzt werden sollen, in Not zu geraten.« Aus einer Denkschrift der Weimarer Hofkapelle vom Jahre 1900: »Unser gegenwärtiges Einkommen ist so gering, dass es . . . selbst bei bescheidensten Ansprüchen nicht genügt und in vielen Fällen, wie bei eintretenden Krankheiten, nicht einmal vor Nahrungssorgen schützt. An Verwendung für Zwecke der auch für die Musiker so nötigen Erholung kann nie gedacht werden; Jahr aus Jahr ein muss der bittere Kampf um die Erhaltung des Lebens geführt werden.« Im Gesuch eines vortrefflichen rheinischen Hoforchesters ist von einem »in dem grössten Teil der Familien vorhandenen Notstand« die Rede. Ein der Direktion des Stadttheaters einer grossen, norddeutschen, mit vielen Millionären gesegneten Hafenstadt übermitteltes Aktenstück beginnt mit den Worten: »Wenn wir . . . Ihnen . . . heute die ergebenste Bitte ans Herz legen, unsere Verhältnisse einer Prüfung unterziehen . . . zu wollen, so ist es nur die bittere Not und die verzweifelte Lage der meisten unserer Mitglieder, die uns dazu treibt.« Der Erfolg solcher Bemühungen war, alles in allem genommen, recht kläglich. Verlegenheitsauskünfte, rissige Pflasterstreifchen und kleine Beschwichtigungsmittel, Tropfen auf den heissen Stein: kaum nennenswerte Zulagen; da und dort, nach einer Periode aussergewöhnlich starker Kraftanspannung, eine nicht sehr ansehnliche, mit viel schönen Worten

verbrämte Extragratifikation. Einige wenige Lichtblicke: das »goldene« Mainz erwies sich auch als eine Stadt des goldenen Herzens; dem einsichtigen, tatkräftigen unlängst verstorbenen Oberbürgermeister Dr. Gassner gebührte in erster Linie das Verdienst, dort bemerkenswerte, in mancher Beziehung vorbildliche Reformen durchgesetzt zu haben. Ebenso wurden beispielsweise in Aachen, Freiburg, Essen a. Ruhr nach Massgabe der überhaupt flüssig zu machenden Mittel immerhin annehmbare Zustände geschaffen; in Leipzig, Köln und anderwärts bekundete man bei allerdings noch unzureichenden Reformmassregeln doch das richtige Verständnis für die Sachlage. Hingegen wäre es ein schweres Stück gewesen, die Verwünschungen zu zählen, die begreiflicherweise dem Hofrat Pollini in die Grube nachprasselten. Hat doch dieser Mann, der mit seinen sattsam bekannten Finanzkünsten aus dem seiner Leitung anvertrauten Institut Hunderttausende zog, bis an seinen letzten Lebenstag allen an ihn gerichteten Vorstellungen seines jammervoll besoldeten Orchesters gegenüber sich hartnäckig taub verhalten . . . Aus Braunschweig wird berichtet, dass die Gehälter der dortigen Hofkapelle von 1873 bis zum 1. Januar 1905, der den Musikern endlich wieder eine gelinde Aufbesserung brachte, nur ein einzigesmal eine minimale Erhöhung erfuhren . . . Über die Zulagen, die dem koburg-gothaischen Hoforchester während des letzten Dezenniums zuteil wurden, hätte Gustav Freytag, der ja von seinem Landsitz Siebleben aus das Herzogtum öfters durchstreifte, in einem „Bild aus der deutschen Vergangenheit" eine recht anschauliche Schilderung entworfen. Als Engländer komponiert der jetzige Landesherr vermutlich keine Opern

— was sein deutscher Vorgänger in seinen Mussestunden mit Vorliebe tat. Somit fehlen dem Ersteren auch wohl die direkten Beziehungen zum Theater.

Warum gerade den berechtigten Forderungen des Musikers gegenüber dieses schwerfällige Begreifenwollen, dieses rätselhafte, misstrauische Zögern? Was für Vorstellungen spuken da noch in hochfeudalen Gehirnen, aber ebenso noch in sonst ganz aufgeklärten, auf ihre freisinnige Denkart nicht wenig stolzen Köpfen? Die vom fahrenden Spielmann, wie er einst fiedelnd und bettelnd auf eigene Gefahr oder im Gefolge heimatloser Komödianten umherzog und froh war, wenn er beim Einsammeln nicht einen Stockschlag mit in den Kauf nehmen musste? Die vom Poeten, der bei der Teilung der Erde von Rechts wegen zu kurz gekommen wäre, da ihm doch Vater Zeus ein Freiquartier im Himmel angeboten hätte? Die vom Sänger, dem das Lied, das aus der Kehle dringt, Lohn sei, der reichlich lohne? Jedem bietet man die Mittel, sich in der Gegenwart, in der „Zeit der schweren Not", auskömmlich einzurichten; überall beginnen Milch und Honig der sozialen Praxis zu fliessen: weshalb allein auf dem einen Gebiete diese kleinliche Zurückhaltung, die sich nur Schritt für Schritt dürftige Zugeständnisse abringen lässt? In Rücksicht auf das Sinken des Geldwertes, auf die Erhöhung der Lebensmittelpreise, der Wohnungsmieten, der heute auch bei bescheidensten Daseinsgewohnheiten unvermeidlichen Mehrausgaben ist man den Wünschen aller möglichen Berufsklassen nach und nach in ausreichender Weise entgegenkommen: Staats- und Privatbeamte jeder Kategorie, Handlungsangestellte, in den verschiedenartigsten Betrieben beschäftigte Arbeiter sind in den

Stand gesetzt worden, sich den Gegebenheiten unseres Jahrhunderts anzupassen. Sogar die Volksschullehrer, die, nachdem sie als die Sieger von Königgrätz gefeiert waren, eine Zeit lang von bildungsfeindlichen Parlamentariern auf den Aussterbeetat gesetzt schienen, werden jetzt wieder vor dem langsamen Verhungern geschützt. Einzig der Orchestermusiker soll sich, mit alten und neuen Sorgen belastet, schwer atmend durchs Dasein weiter kämpfen! Dabei ist noch in Rechnung zu ziehen, dass wohl der Kaufmann, der höhere und niedere Kanzlist, der Sekretär am Schalter, der Tag für Tag Gleichartiges zu erledigen hat, der Handwerker auch bei ungünstiger Disposition und im Bezwingen quälender Gedanken ihr Tagewerk leidlich verrichten können. Dass jedoch der ausübende Künstler, der sich stets über das Mass der allgemeinen bürgerlichen Pflichtbetätigung hinaus anzuspannen hat, um seinem Vortrage fortreissenden Schwung und überzeugende Wärme mitzuteilen, bei schlechter, getrübter Stimmung ein verlorener Mann ist. Wer sich an einem sonderlich beweiskräftigen Beispiel recht klar machen will, was der deutsche Idealismus vermag, der muss sich das Bild des stets wieder seine peinigenden Sorgen in der begeisterten Hingabe an die Werke der grossen Meister überwindenden Orchestermusikers vor das innere Auge rücken.

IV.

Recht wenige unter den Laien, in deren Hand ja noch zumeist die Entscheidung über Wohl und Wehe des Orchestermusikers gegeben ist, können sich bisher eine bedeutungsschwere Frage vorgelegt haben: wie denn der Lebenslauf eines befähigten, strebsamen Cellisten oder Klarinettisten sich bis zu dem Zeitpunkt gestalte, wo sich der junge Künstler für einen ausgeschriebenen Posten in einem besseren gefestigten Orchesterverband melde und sich den Fährnissen und Zufälligkeiten des üblichen Probespiels aussetze. Anderenfalls wäre schlechterdings keine Erklärung für den befremdlichen Umstand zu finden, dass gerade der Instrumentalist, der für seine Ausbildung verhältnismässig mehr Opfer zu bringen hat als die Vertreter vieler anderer Berufsarten, sich so ziemlich allen nachgesetzt sieht, die in unseren Tagen eine Verbesserung ihres Loses erfahren. Denn schon früh, um das zehnte Jahr herum, muss bei ausgesprochener allgemein musikalischer Begabung und bei einer Anlage zur Entwicklung bestimmter technischer Fertigkeiten mit einem, wenn nutzbringenden, so selten kostenlos oder um geringes Entgelt zu erlangenden Unterricht begonnen werden. Hat dieser die erwünschten Früchte getragen, so folgt

einstweilen noch eine lange, für die Erwerbung der nötigen „Spielroutine“ unumgängliche Vorbereitungszeit in der Ausnutzung von kleinen Gelegenheits-Engagements, während deren Dauer der angehende Tonkünstler in der Regel Schulden machen muss, nur um nicht Hunger zu leiden und sich schicklich kleiden zu können. Dazu eine bei leerem Beutel sich meist lange nachschleppende Belastung: „Kostet doch schon allein“ heisst es in einer Eingabe der Mainzer Musiker, „die Anschaffung der Instrumente je nach deren Beschaffenheit drei- bis achthundert Mark — und sie ist durch mindestens sechsjährige Tätigkeit ohne jede Bezahlung erschwert.“ „Bis zwölfhundert Kronen und oft noch höher“ wird diese schwer empfundene Ausgabe in einem Gesuch des Prager Orchesters angeschlagen. Nur wenige Institute, wie beispielsweise die Darmstädter Hofbühne, liefern den Musikern die Instrumente und stehen auch für die Unterhaltungskosten ein.

Nach allem Hoffen und Harren erscheint der ersehnte Tag des Probespieles. Ein Examen, genau so zweckwidrig, wie die mündlichen Prüfungen, durch die sich der Oberprimaner, der mit dem Universitätsstudium fertige Jurist oder Philologe zu winden hat: die Zukunft eines Menschen wird darauf gestellt, ob er an einem drei Wochen vorher festgesetzten Tage zufällig mit oder ohne Kopfweh aufgewacht ist. Liesse man wenigstens den Kandidaten gleich zu Beginn der Tortur ein paar charakteristische Takte aus einer Opern-Instrumentalstimme blasen oder geigen, anstatt einer Kadenz aus einem ihm mühsam eingetrichterten, reichlich verschimmelten Konzert von Bärmann, Goltermann oder einem anderen Etüdenfabrikanten der Bieder-

mannszeit, bei deren vorletztem Takt der Aufgeregte unter zehn Fällen neunmal unstreitig danebenfährt! Ist er aber zwischen der Scylla des Lampenfiebers und der Charybdis der Intendantenlaunen glücklich ans Ziel gelangt, was winkt ihm dann? Ein „Durchschnittsgehalt“ von 1800, 2000, 2400, ja, bei ganz wenigen, an den Fingern einer Hand abzuzählenden Instituten, einschliesslich Wohnungszuschüssen, Vergütung für Mitwirkung bei Kirchenmusik, eventuell Anteil aus dem Reingewinn, den ein Zyklus symphonischer Winterkonzerte abwirft, von — wirklich und wahrhaftig — gegen 3000 Mark oder noch ein wenig mehr. Nur die Konzertmeister, die Halbgötter des Orchesters, die von den Dirigenten sogar in Gedanken mit „Sie“ angesprochen werden, und die Harfenisten stehen sich besser. Ein mehr oder minder verzwickt ausgeklügeltes, alle, die ohne Anlage für höhere Mathemathik auf die Welt kamen, oft schier chaldäisch anmutendes System von „Aktivitäts-“, „Funktions-“ oder „Anciennitätszulagen“ — arme deutsche Sprache! — bringt dann hier und dort noch eine fortschreitende bescheidene Erhöhung der genannten Beträge zuwege und führt schliesslich zu einem „Höchstgehalt“, das indessen für 90—95 % der Mitglieder der in Frage stehenden Orchester ein unerreichbares Phantasiebild bleibt. Fast alle werden pensioniert, ehe sie zu dieser Stufe emporklimmen können. Unter diesen Umständen hat das Höchstgehalt eine unleugbare Ähnlichkeit mit dem von jenem Knecht bei Fritz Reuter so gerühmten Rindfleisch und Pflaumen: „sehr schönes Gericht, aber man bekommt es nicht!“

Nehmen wir an, es handle sich um ein Einkommen

von dreitausend und vielleicht einigen hundert Mark. Das geniessen gegenwärtig eine beschränkte Anzahl Mitglieder der Hoforchester von Wien, Berlin, München, Dresden und des Leipziger städtischen Orchesters — meist nur die hervorragenden Solisten. In Ansehung der örtlichen Teuerungsverhältnisse dieser Zentren entspricht das einer Gehaltssumme von 2100—2400 Mk., wie sie die besser gestellten Künstler des städtischen oder vom Theater unterhaltenen Orchesterkörpers einer wohlhabenden Provinzhaupt- oder Industriestadt beziehen. Ist das eine auch nur halbwegs genügende Entlohnung einer Arbeit, die bei höchster Anspannung des gesamten Organismus eminente geistige Werte erzeugt, Werte, denen eine ausserordentliche volksbildnerische Bedeutung beizulegen ist? Wobei ich wiederholt mit Nachdruck betonen muss, dass ich noch von den „Meistbegünstigten" spreche. Man halte mir nicht entgegen, dass auch Vertreter anderer idealer Berufe, Lehrer, Offiziere der unteren Chargen, Ärzte sich mehrfach mit einem ungefähr gleichen Einkommen schlecht und recht durchschlagen müssen. Ihre Tätigkeit ist denn doch keine so aufreibende, nervenzerrüttende wie die des Orchestermusikers. Sie brauchen nicht, wenn sie ihre Pflichten erfüllen, Stunde für Stunde das Höchstmass seelischer Spannkraft einzusetzen. Sie sind imstande, wenn sie sich auch vom Morgen ab weidlich geplagt haben, sich abends erquickende Raststunden, auffrischende Zerstreuungen zu gönnen; der Orchestermusiker muss um die Zeit sein Bestes geben, wo die Natur nach der Kraftausgabe, welche die Tagestätigkeit bedingt, dem Ausruhen entgegenstrebt. Jene haben endlich die Möglichkeit, er-

heblich rascher vorwärts zu kommen, und, sofern sie glückliche Anlagen eifrig fördern, bereits auf der Scheitelhöhe des Lebens sich's wohl sein zu lassen. Davon nicht zu reden, dass sie oft durch Heirat zur Wohlhabenheit gelangen — was für den Orchestermusiker einstweilen noch so gut wie ausgeschlossen ist, da er, wie der Künstler überhaupt und gleicherweise der Schriftsteller, in vielen begüterten, sich sonst gern als vorurteilslos aufspielenden bürgerlichen Familien noch als bohémien angesehen wird, und da er auch, andauernd von Nahrungssorgen in Anspruch genommen, vorläufig noch keine Zeit dazu findet, sich die Scheinbildung anzuschminken, die in den gesellschaftlichen Ausstattungsstücken und Vaudevilles unserer Bourgeoisie als das unentbehrlichste Requisit gilt.

Was es besagen will, sich in Wien oder Berlin als Familienvorstand mit 3000 Mk. einzurichten, laufende und ausserordentliche Ausgaben zu bestreiten, und dabei, wie das die Vorgesetzten verlangen, nach aussen zu in Erscheinung und Auftreten, im Gehaben von Frau und Kind den Kaiserlichen und Königlichen Beamten, den Königlichen Kammermusikus zu repräsentieren: das brauche ich des Näheren wohl nicht auseinanderzusetzen.

Es gibt jedoch Städte, in denen heutigestags alle unentbehrlichen Lebensbedürfnisse ebenso viel verschlingen als in den grossen Residenzen, in denen aber das Durchschnittseinkommen des dem Hauptorchesterverband des Ortes angehörigen Mitgliedes ein beträchtlich kleineres ist. Im Folgenden stelle ich zwei Haushaltungspläne zusammen, die ich Eingaben des Frankfurter und des Hamburger Theaterorchesters ent-

nehme. Die Sachlage hat sich, was Frankfurt betrifft, dadurch nicht wesentlich verändert, das dort seit November 1904, mit Rückwirkung bis auf den 1. April 1904, eine Aufbesserung in Kraft getreten ist, die — nicht einmal allen — Mitgliedern eine Steigerung der Bezüge um einige hundert Mark brachte. Zur Deckung der hierdurch entstandenen Mehrausgaben erhöhte die Stadtverwaltung die Subvention für die Theater-Aktiengesellschaft im Bedarfsfalle bis auf 20000 Mk. Mit Verlaub, das ist verteufelt wenig! Der Gemeinsinn muss in Deutschland noch bedeutend erstarken! Läge eine goldüberflutete Stadt wie Frankfurt in Amerika, so wären von grossherzigen Bürgern bereits einige Stiftungen gemacht worden, deren Zinsertrag es ermöglichte, die Orchestermitglieder als das, was sie sind, als Künstler, nicht als Handwerker zu besolden.

(Hierzu der Plan auf Seite 37.)

Schlimm genug, dass der in dieser Tabelle gekennzeichnete Zustand in der Goethestadt bis zum Jahre 1904 angedauert hat! Dem Scharfsinn und der volkswirtschaftlichen Einsicht des Lesers bleibe es überlassen, eine Zubusse von 100, 200, in zwei Fällen sogar von 500 Mk. auf die Einzelposten des Planes recht sinngemäss zu verteilen. Es sei noch bemerkt, dass die Frankfurter Musiker sich redlich zu plagen haben, um ihren Bissen Brot zu verdienen. Das Gewandhaus-Orchester zu Leipzig, wo man bisweilen auch noch die Musik, ähnlich wie ein duftiges bräunliches sächsisches Nationalgetränk, nach der Quantität abschätzt, war vom 1. Oktober 1902 bis 1. April 1903 in 130 Bühnenaufführungen beschäftigt, die Frankfurter Korporation innerhalb der gleichen Zeitspanne an 180

Haushaltungsplan	Frankfurt Aufstellung vom Januar 1903 M	Hamburg Aufstellung vom November 1903 M
Wohnungsmiete	600,—	450,—
Holz und Kohlen	60,—	60,—
Beleuchtung	30,—	30,—
Kleidung für Mann und Frau	240,—	240,—
Schuhwerk für Mann und Frau	50,—	30,—
Wäsche (Reinigung, Reparatur und Anschaffung)	120,—	100,—
Kleider, Schuhe, Schulgeld, Bücher für zwei Kinder	250,—	160,—
Steuern	80,—	10,—
Beiträge für Pensions-, Kranken-, Witwenkassen	176,—	80,—
Zeitungen (Tages- und Fachblatt)	15,—	15.—
Dienstmädchen, häusliche Hilfe	—	—
Erholung, Ferienmehrverbrauch	—	—
Taschengeld für Mann und Frau	—	—
Krankheiten, Unfälle in der Familie	—	—
Musiker-Verbandsbeitrag	13,20	—
Kollekten und Ehrungen	10,—	—
Freibilletsteuer und Botenlohn	25,—	—
Schornsteinfeger	8,—	—
Summa:	1677,20	1175,—
Durchschnitts-Gesamteinkommen	2327,—	1287,23
Einmalige Sommerbeihilfe	—	175,—
Zusammen:	2327,—	1462,23
Davon ab obige Ausgabe	1677,20	1175,—
Bleiben für Lebensmittel: pro Jahr	649,80	287,23
Oder pro Tag (für vier Köpfe)	1,78	—,78

beteiligt. Dazu Konzerte und Proben. Das weitere verschweig' ich.

Zur Hamburger Paralleltabelle ist der Vollständigkeit halber noch zu bemerken, dass die Sommerbeihilfe im vergangenen Jahr von 175 auf 200 Mk. gestiegen ist, so dass im Jahre 1904 das Durchschnittseinkommen sich auf 1497,23 Mk. belief. Jene Unterstützung wurde bewilligt, da das Orchester ein Engagement in einem Biergarten, das ihm früher während der Theaterferien vom 1. Juni bis 31. August die materielle Basis gegeben hatte, infolge Besitzwechsels verlor. An seine Stelle trat dort eine Militärkapelle. Eine weitere Erläuterung zu diesem Haushaltungsplan ist nicht von nöten.*)

Recht lehrreiche, recht betrübende Aufschlüsse gewährt auch ein Gesuch der Orchestermitglieder des Deutschen Landestheaters zu Prag, das sie Ende September 1904 Herrn Direktor Angelo Neumann einreichten. Es heisst da: »Derzeit beziehen von 55 Mitgliedern 52 ein Gehalt von 720 bis 1680 Kronen jähr-

*) Nach dem Tode Hans von Bülows wurde mir die Ehre zuteil, die Angelegenheiten eines Komitees zu besorgen, das sich die Errichtuug eines Denkmals für den dahingeschiedenen Meister in Hamburg zur Aufgabe gesetzt hatte. Das Denkmal hat auf dem Ohlsdorfer Friedhofe seinen Platz gefunden; es ist ein Werk Adolf Hildebrandts, also schlicht, würdig, vornehm. Hätte ich damals gewusst, wie es um die Hamburger Musiker stand, so würde ich den Vorschlag gemacht haben, an Stelle eines Monumentes, im Sinne und zum Gedächtnis Bülows, jenem Orchester, mit dem er kameradschaftlich zusammengewirkt hatte und das er schätzte, eine Ehrengabe zu stiften. Fraglos wären für diesen Zweck von allen Seiten noch ansehnlich höhere Beiträge eingegangen, als die, welche sich zum Denkmalfonds rundeten.

lich, darunter mehrere mit über 20 Dienstjahren. Wenn man von diesem Einkommen in Abzug bringt: Wohnung Kr. 400, Kleidung, Wäsche und Schuhe Kr. 300, Steuer, Agent, Krankenkasse und Pensionsfonds Kr. 150, Heizung und Beleuchtung Kr. 100, Instandhaltung des Instrumentes Kr. 60, Arzt, Musikalien und Fachzeitschrift Kr. 50 — zusammen Kr. 1060: so bleiben den zwei Höchstbezahlten (1680 Kr.) 620 Kr., das ist pro Tag ca. 1 Kr. 70 Heller; den mit 1560 Kr. bleibt pro Tag ca. 1 Kr. 36 Heller; den mit 1320 Kr. pro Tag 72 Heller; den mit 1200 Kr. pro Tag 40 Heller; den mit 1080 Kr. pro Tag 6 Heller für den übrigen Lebensbedarf.« Vergleicht man diesen Haushaltungsplan mit den beiden vom Frankfurter und Hamburger Theaterorchester vorgelegten, so fragt man sich unter anderem, was wohl die Prager Musiker, sofern sie Familie haben, mit ihren Kindern anfangen mögen. Werden diese bei den an der Moldau und auswärts veranstalteten „Maifestspielen“ in der Statisterie beschäftigt? Herr Direktor Angelo Neumann bezeichnet sich mit Vorliebe als einen Apostel Richard Wagners. Als solcher hat er zweifelsohne des Meisters Abhandlung „Entwurf zur Organisation eines deutschen Nationaltheaters für das Königreich Sachsen“ zu wiederholten Malen mit aller Aufmerksamkeit gelesen. Wagner, der bei allem hochgemuten Idealismus eine starke praktische Ader in sich hatte und aus eigener Kapellmeister-Erfahrung mit dem Leben und Leiden der Instrumentalisten jedweder Leistungsstufe gründlich Bescheid wusste, hat für die Orchesterkräfte einer Bühne von Rang und Ansehen im Jahre 1849 höhere Gehaltssummen gefordert, als sie zu Prag im Jahre 1904 bezahlt wurden. Erwägt man, wieviel gute Sachen sich vor

einem halben Säkulum allerorten noch für einen Taler kaufen liessen, wie insbesondere Dresden dazumal der Billigkeit aller „Verbrauchsgüter“ wegen gepriesen wurde, wie die Anforderungen an das Können, an die physische und geistige Arbeitsfähigkeit der Spieler sich inzwischen derart steigerten, dass nicht einmal Wagner mit seiner, zukünftigen Entwicklungen so rasch und treffsicher voraneilenden Phantasie eine Ahnung davon hatte: so muss man es dreifach bedauern, dass Neumann es sich allein auf diesem Gebiete für die spätere Zeit seiner Direktionsführung aufgespart hat, seine Anschauungen mit denen des von ihm hochverehrten Meisters in Einklang zu bringen.*)

*) Neuerdings will Herr Direktor Neumann das — an sich gründlich veraltete — System der „Spielhonorare“ auch für das Orchester einführen: jedes Mitglied solle für seine Mitwirkung bei einer Operetten- oder Opernvorstellung eine Krone, bei der Wiedergabe eines Wagnerischen Musikdramas zwei Kronen erhalten. Das würde eine äusserst geringfügige, dazu sehr unsichere, wechselnde Mehreinnahme für den Einzelnen bedeuten. Denn erstens wirkt nicht jedes Orchestermitglied in jeder Aufführung mit. Zweitens aber vermag kein Theaterdirektor zu Beginn eines Spieljahres dafür zu „garantieren“, dass so und soviele Opern bez. Musikdramen innerhalb einer bestimmten Zeitspanne an dem von ihm geleiteten Institut auch wirklich zur Darstellung gelangen.

V.

Allerhand Banausen, die mit dem schwunghaften, vorurteilslosen Betrieb eines Holz- oder Nähmaschinen-Handels ihr Schäflein beizeiten geschoren oder ins Trockene gebracht haben, auch allerhand Geheimräte, die unentwegt auf dem grünen Tisch die graue Theorie kreiseln lassen, pflegen einen roten Kopf zu bekommen und aufzubegehren, wenn man von der unzureichenden Besoldung der Orchestermusiker spricht: es fehle diesen wahrlich nicht an Gelegenheit zu reichlichem Nebenerwerb! Was doch die Leute gescheit daherreden! Vorerst einmal: es gibt zahlreiche Gruppen von Orchestermusikern, die beim besten Willen, Privatstunden zu geben, nach Lage der Dinge keine Schüler finden können. Wer will, abgesehen von den aus bescheidensten Verhältnissen hervorgehenden Knaben oder Halbwüchsigen, die sich bei einer Stadtpfeiferei verdingen, wer will im Bratschen- und Kontrabassstreichen, im Trompeten-, Posaunen-, Fagottblasen, im Paukenschlagen Unterricht nehmen? Ehemals gehörte es in der besten Gesellschaft zum guten Ton, sich des glückseligen Flötenspieles zu befleissigen; welcher staatserhaltende Referendar oder Oberleutnant ist heute noch geneigt, zu holder Maienzeit seine Seele dem zarten Rohrinstrument einzuhauchen? Die

Klarinette hatte einst ihren gesicherten Posten in der Hausmusik; sie ist aus ihr mit ihren Verwandten durch das unselige, starre, alles musikalische Feingefühl ertötende Klavier verdrängt worden. In den wenigen Städten mit hoher Einwohnerzahl, die ein für alle Lehrfächer sachgemäss versehenes Konservatorium besitzen, wird der erste Vertreter der Oboe, des Hornes, des Fagotts im Königlichen oder grossen Stadttheater-Orchester wohl auch zu einer offiziellen Professur berufen. Was dann gemeiniglich zur Folge hat, dass er notgedrungen entweder seine Lektionen kürzt oder sich bei den Bühnenproben verspätet, hier wie dort aber abgehetzt, müde eintrifft und seine Künstlerschaft nicht voll zu entfalten vermag. Denn Niemand kann zween Herren dienen. Eine auch nur zweieinhalbstündige Probe am Vormittag — unter anderem wird aus Mainz von fünfstündigen, aus Wien, Prag und Darmstadt von sechsstündigen Proben berichtet — eine gegenwärtig fast zu den Seltenheiten zählende nur knapp dreistündige Aufführung am Abend: sie erschöpfen, bei ähnlicher Inanspruchnahme an vier, fünf, womöglich sechs Wochentagen, auch die Elastizität eines rüstigen Mannes in den besten Jahren vollkommen. Dazu tritt dann in Dresden, München, Wien, Leipzig noch der entweder nicht besonders honorierte oder mit einer kaum nennenswerten Sonderentschädigung bezahlte Kirchendienst. Wenn nun, was doch in der Regel der Fall, jene an Unterrichtsanstalten tätigen Bläser und ebenso die Violinisten und Cellisten, die noch eher Privatstunden bekommen, gewissenhafte Künstler sind, die hüben und drüben, in der Klasse, im Theater, im Symphoniekonzert, in allen Proben sich nach Kräften bewähren, dann müssen sie binnen

Kurzem invalid werden, erblicken also das gelobte Land, wo sich die Begnadeten des „Höchstgehaltes“ erfreuen, nicht einmal aus der Ferne. Und bieten sich ihnen wiederum keine Lektionen, wasmassen in jüngster Zeit viele Eltern in berechtigter Wahrnehmung ihrer Interessen erklären, sie wollten ihre Kinder überarbeiteten Musikern zum Unterricht nicht anvertrauen, so können sie ihren Gurt recht fest um den Leib schnallen. Ein schlimmer Zirkel, aus dem nur dadurch herauszukommen ist, dass die Orchestermitglieder mit einem auskömmlichen Gehalt bedacht und somit in den Stand gesetzt werden, auf den problematischen Nebenverdienst durch Stundengeben ganz zu verzichten.

An sich stünde es ja dem ausführenden Musiker offen, Nebenerwerb noch in anderer Form wahrzunehmen. Er kann Noten kopieren, er kann, sofern ihm eine hinlängliche theoretische Bildung zu eigen ist, auch leichtere Arrangements verfertigen, einen Dilettanten-, einen kleineren Gesangverein leiten, und ähnliches mehr. Nur dass Tonsetzer und Verleger, die schriftliche Arbeiten in Auftrag geben, einen bestimmten Ablieferungstermin innegehalten wissen wollen, und Vereine der gedachten Art sich mit ihren Ensembleübungen und Produktionen an im vornherein festgesetzte Abende zu binden haben — der Orchestermusiker aber nicht Herr der Stunde ist. „Auch müssen wir“, heisst es im Memorandum der einer grösseren mitteldeutschen Hofbühne angegliederten Korporation, „nach dem Theatergesetz stets dienstbereit sein und können über unsere freie Zeit niemals im voraus verfügen.“ Doch nicht allein die Musiker, die abhängig sind vom Theater, vom wechselnden Spielplan und seinen tausend unberechen-

baren, durch Krankheiten, Gastdarstellungen, szenische Vorbereitungen bedingten Veränderungen: auch Instrumentalisten, die nur auf dem Konzertpodium tätig sind, haben es oft nicht in der Hand, bindende Verpflichtungen in Bezug auf die Erteilung von Unterricht oder die Übernahme von Schreibwerk einzugehen. Wer dem Berliner philharmonischen, dem Münchner Kaim-, dem Chemnitzer Orchester angehört, hat in einer Reihe von Winter-, bezüglich Frühjahrsmonaten stets die Hand am Kofferschloss. Bedeuteten nur diese Kollektivreisen für den Musiker weiter nichts als den Entgang eines wenn auch nicht leicht zu entbehrenden Nebengewinns! Doch sie zehren, wenn sie sich öfters wiederholen, an seinem Mark. Noch nicht einmal das Schlimmste ist, dass bei der kostspieligen Lebensweise, die das Unterwegssein, das Aus und Ein in den Gasthöfen auch für den Anspruchslosesten mit sich bringen, die Reisediäten — wenn solche überhaupt anfallen —, die Gage, ja selbst die paar zurückgelegten Notgroschen aufgebraucht werden. Schwerer hat der Betroffene an dem Schaden zu tragen, den die harten mit dergleichen Expeditionen untrennbar verbundenen Strapazen den Nerven, dem ganzen Organismus zufügen. Im Januar 1903 machte das Kaim-Orchester eine Tournee durch österreichische und deutsche Städte: über sechstausend Kilometer Personenzug, durchweg mit Benutzung der dritten Klasse! Es wäre im höchsten Grade unbillig, aus diesen und ähnlichen Tatsachen gegen Herrn Hofrat Kaim Vorwürfe herzuleiten. Er ist ein durchaus ideal gesinnter, stets opferbereiter Mann, der unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen Bedeutendes geschaffen hat und seinen Musikern eine wohlwollende, humane Ge-

sinnung keineswegs nur mit leeren Worten bezeigt. Ob er will oder nicht: er muss sein Orchester einstweilen noch reisen lassen, um es überhaupt erhalten zu können. Ergeben sich daraus fühlbare, nachhaltig sich geltend machende Schäden für die Einzelnen, so ist das denen zur Last zu legen, die, wie es längst hätte geschehen sollen, dem Manne, dem Süddeutschland im Allgemeinen und München im Besonderen zu grossem Danke verpflichtet sind, noch nicht einen angemessenen Teil seiner Bürde abgenommen haben: also in erster Linie dem Magistrat und den Gemeindebevollmächtigten der baierischen Hauptstadt. Kaims schwieriger Situation hat man Rechnung zu tragen. Gar nicht scharf genug ist jedoch die Handlungsweise der Dirigenten und Agenten zu geisseln, die lediglich um des schnöden Geldgewinnes halber in kürzester Frist ein wackeres Orchester von Ort zu Ort hetzen — ohne für derartige ausserordentliche Anstrengungen eine auch nur annähernd genügende materielle Gegenleistung zu bieten. So war der Hofballmusikdirektor Eduard Strauss, der vielen Zuhörern frohe Stunden bereitete, seinen Schutzbefohlenen gegenüber ein schlimmer Blutsauger. Er brachte es fertig, mit seinen Leuten einmal in 40 Tagen 30, ein andermal in 150 Tagen 83 Städte zu bereisen — wobei die Bezahlung derart war, dass verschiedene Mitglieder häufig in den „Herbergen zur Heimat“ wohnen mussten, da sie den Preis für ein Unterkommen in einem anständigen Gasthause nicht zu erschwingen vermochten.*) Von amerikanischen Managern werden allerdings Ehre und Gesundheit des Orchester-

*) Bezeugt durch die Zeitschrift „Das Musikkorps“ (Berlin. 21. 7. 1892).

musikers noch geringer angeschlagen: umsomehr Grund für unsere Künstler, allen Lockungen von Agenten, welche die angeblichen Vorteile überseeischer Stellungen und Tournees aufs beredteste herausstreichen, mit grösstem Misstrauen zu begegnen. Etwas honnetter hungert sich's doch noch in Deutschland.

Eine Art Nomadendasein führen auch die Mitglieder der Koburg-Gothaischen Hofkapelle. Von Anfang September bis Neujahr wird in Koburg, von da ab bis Ostern in Gotha gespielt; hierauf folgt noch eine kurze Frühjahrssaison in Koburg. Für die Dauer der Gothaer Spielzeit erhält jedes Mitglied freie Wohnung und Diäten, die eben gerade hinreichen, um die persönlichen Bedürfnisse eines Einzelnen zu bestreiten. Da auch die Jahresgagen im Durchschnitt ausserordentlich niedrige sind, ergibt sich für die Verheirateten, dass, zumal während des ersten Jahresquartals, entweder die Künstler oder ihre zumeist in Koburg ansässigen Familien sich aufs äusserste einschränken müssen. Sich auf einen doppelten Haushalt einzurichten, ist schon für Wohlhabendere kein leichtes Stück — nun gar für mittellose Musiker, die von der Hand in den Mund leben! Deswegen, und der zuweilen hohen Reisekosten halber sind auch die sogenannten Sommerengagements in Bädern für Mitglieder der Orchester kleiner Hoftheater, die mehrere Sommermonate pausieren, nur von bedingtem Wert. Einem relativen Mehr an Einkommen steht unter diesen Umständen ein unvermeidlicher grösserer Verbrauch gegenüber. Ausserdem ist es für jene Musiker fast ausgeschlossen, eine wirklich lohnende Sommerstellung zu erhalten. Die Badedirektionen schliessen nur gern Kontrakte für die sogenannte volle

Saison — 1. Mai bis 15. oder 30. September — ab, weisen also selbst tüchtige Kräfte zurück, die sich ihnen für Juni, Juli, August antragen. So werden jene Monate für viele, die ihre Angehörigen nicht darben sehen wollen, zu einer bösen Sorgenzeit. Denn die Hofbureaukratie sagt: wessen Dienste nur für dreiviertel des Jahres in Anspruch genommen werden, der bekommt auch nur für dreiviertel des Jahres zu essen — und die Fürsten, die auf schleunige Abhilfe dringen würden, wenn man ihnen die Sachlage Zug für Zug getreulich darstellte, werden gleicherweise in herzoglichen und in königlichen Residenzen durch ihre vortragenden Räte und Vertrauenspersonen über das Los ihrer Hofmusiker absichtlich im Unklaren gelassen.

Ich höre fragen, warum ich das Orchestermitglied als pater familias in den Vordergrund rücke. Die Unverehelichten könnten sich doch ganz ordentlich durchbringen; und wer zwinge einen armen Teufel zu heiraten und Kinder in die Welt zu setzen? Das ist Gassenweisheit. So lange wir noch die Familie als Grundpfeiler eines geordneten Staatswesens betrachten, so lange darf die Begründung einer solchen nicht erschwert, also nicht vom Nachweis des Vorhandenseins einer auskömmlichen Rente abhängig gemacht werden. Gerade für den Orchestermusiker, der durch seine engen Beziehungen zum Theater, durch den berufsmässig gegebenen Verkehr in öffentlichen Lokalen jeder Art, durch die nicht von seinem Willen abhängige, von Tag zu Tag sich ändernde Arbeitseinteilung mancherlei Versuchungen ausgesetzt bleibt, ist es von zwiefacher

Wichtigkeit, an einem Heim, an einer geregelten Häuslichkeit einen moralischen Rückhalt zu besitzen.

Doch auch die Mitglieder der grossen Hof- und Stadttheater-Orchester denken an den Begriff Ferien mit gemischten Gefühlen. Sie ihrerseits, weil die Ruhepause, deren sie dringend benötigen, im allgemeinen zu knapp bemessen ist. Für Korporationen, die eine so bedeutende künstlerische Verantwortlichkeit auf sich lasten haben, die im Laufe des Jahres auf mannigfachen Feldern soviel Energie und Intelligenz bewähren müssen, wie die Münchner Hofmusiker oder die Leipziger Gewandhaus-Garde, wären sechs Wochen Ausrastens sicherlich nicht zu viel. Ist eine derartig lange Unterbrechung im Hinblick auf die unumgängliche Verwertung des sommerlichen Fremdenverkehrs nicht statthaft, so empföhle sich eine Einteilung in der Art, dass etwa vom 15. Juni bis 15. Juli — als während der nachgewiesenermassen schlechtesten Zeit für den Theaterbesuch — und später vom 15.—30. September die Opernvorstellungen eingestellt würden. Billig Denkende werden berücksichtigen, dass unter allen Berufsklassen die des Orchestermusikers in bezug auf Erholung am schlechtesten daran ist. Er kennt keine Sonntagsruhe, keinen Feiertag. Das sonntäglich gefüllte Haus soll für den Direktor manche schwach besuchte Wochenaufführung wettmachen. Was hilft es viel, wenn die vorzüglichsten Kräfte auch gelegentlich von der Mitwirkung in einer Spieloper entbunden werden, wenn die Solisten sich zwischen dem zweiten und dritten Akt ablösen? Zwei Aufzüge „Meistersinger“ oder „Siegfried“ sind für den Vertreter der ersten Hornstimme im Rahmen der regelmässigen Jahrestätigkeit einer Bühne gerade genug.

Und wer entlastet die „zweite Garnitur“ der Bläser und das Gros der Streicher? Wagner hatte wenige Aufführungen des „Ringes“ im Auge, die den Charakter des ganz Aussergewöhnlichen, des Festlichen tragen sollten; die Bühnenleiter werkeln die Tetralogie dutzendweis herunter, weil die „Götterdämmerung“ gegenwärtig die höchste Kasseneinnahme verbürgt. Es ist also nicht Wagner, sondern der Direktor, der die Instrumentalisten überanstrengt. Dazu soll, wenn anders das in Frage stehende Institut sich kein Armutszeugnis ausstellen will, ein deutliches Bild vom Schaffen, von den Bestrebungen unserer Tage entworfen, und das ruhmwürdige, noch zu unserem Herzen sprechende Alte von Zeit zu Zeit neueinstudiert werden. Dazu sollen symphonische Konzerte vorbereitet werden, damit die gemeinnützigen Zwecken dienenden Fonds doch einen Notgroschen hergeben, wenn Krankheitsfälle eintreten oder die Familie ihres Ernährers beraubt wird.

All diese gehäufte, vielfach überschwere Arbeit lastet hauptsächlich auf den Schultern der teils zur Not erträglich, teils jammervoll bezahlten Orchester. Und zwischen Frühdienst in der Kirche, Vormittagsprobe, Nachmittagslektion und einer sich womöglich bis gegen Mitternacht hinziehenden abendlichen Aufführung muss schlechterdings noch eine Übungsstunde eingeflickt werden, damit das technische Können auf der Höhe bleibt.

Wo soll das hinaus?

VI.

Jede allzustarke, zu lange fortgesetzte moralische und körperliche Anspannung führt mit Notwendigkeit eine Reaktion herbei.

„Es klingt durchaus glaublich" — so las ich in einem Bericht eines Ausschusses der zweiten hessischen Kammer mit Bezugnahme auf eine Eingabe der Darmstädter Hofmusiker vom Jahre 1901 — „wenn an einzelnen Fällen dargetan wird, dass häufig ein frühzeitiger Kräfteverbrauch die Berufstätigkeit und damit die Grundlagen der wirtschaftlichen Existenz in Frage stellt." Dieser von einem unbeteiligten, ganz objektiven Beurteiler ausgesprochene Satz fällt noch mehr ins Gewicht, insofern sich bei einem Vergleich ergibt, dass im Opernspielplan des Darmstädter Hoftheaters der Jahre 1900 und 1901 besonders anstrengende Werke eher seltener an der Reihe waren, als in dem eben diesen Zeitraum ausfüllenden Repertoire anderer Bühnen von ähnlichem Charakter und mit einem ungefähr gleich hohen, will sagen gleich bescheidenen Orchesteretat. In weiteren Kreisen weiss man überhaupt nichts oder so gut wie nichts davon, dass es eigene Instrumentalistenkrankheiten gibt, mit denen auch bei angemessenen Einkommensverhältnissen zu rechnen ist. Durch das

ständige Musizieren bei künstlichem Licht werden die Augen leicht angegriffen. Bläser, vornehmlich Hornisten, spüren es, dass sie ihren Lungen sehr viel zumuten und haben oft mit den Zähnen zu tun. Auch Magenleiden sind bei ihnen nichts aussergewöhnliches, insofern Bläser bei vielstündigen Proben sich unter den Pausen mit dem Essen sehr in acht nehmen müssen. Nicht selten kommt die sogenannte Geigerkrankheit vor, eine Nervosität des rechten Armes, die innerhalb kurzer Zeit zur Dienstunfähigkeit führen kann, wenn sich hinlängliche Schonung nicht ermöglichen lässt — womit es vornehmlich seine Schwierigkeiten hat, wenn der Betreffende in einem kleineren Orchester angestellt ist. Dass die Kopfnerven bei ausführenden Musikern aufs stärkste in Mitleidenschaft gezogen werden, dürfte auch dem Laien ohne weiteres einleuchten. Die stete Sorge um haarscharfe, hier und da durch eine verwickelte Rhythmik erschwerte, dazu in der Tonstärke genau abzuwägende Einsätze, das fortwährende Auf und Ab im Durchmessen der Stufenleiter der seelischen Affekte, die vom ersten bis zum letzten Takt mit höchster Sorgfalt zu regelnde geschmeidige Anpassung an den Vortrag des Sängers, den man nicht sieht, sondern mit dem man nur durch das „Medium“ des Kapellmeisters in Verbindung steht: das sind nur einige der Hauptmomente, die eine Anspannung des Nervensystems mit sich bringen, wie sie kaum in irgendeiner anderen menschlichen Tätigkeit verlangt wird. Somit sind die Neurastheniker unter den Orchestermusikern besonders zahlreich zu finden. Alle diese Berufskrankheiten müssen natürlich um so häufiger und um so heftiger auftreten, wenn der Organismus, bei knapper

Entlohnung, durch ungenügende Ernährung heruntergekommen, erschöpft ist.

Noch übler steht es erklärlicherweise um die Gesundheit der Musiker, die in der raucherfüllten, verdorbenen Luft von Brauereisälen, Tanzetablissements, Variétés mitunter bis zum grauenden Morgen den Bogen zu führen gezwungen sind. Die Entlohnung: ein Pappenstiel. Und mit einer Anweisung auf die bessere Welt werden im vornherein die ausgestattet, die bei den meisten Badekapellen mitwirken. In ganz oder zu zwei Dritteln offenen Pavillons untergebracht, von dünnen, schlechtschliessenden Vorhängen nicht sowohl geschützt als in der Handhabung der Instrumente behindert, werden sie durch ein barbarisches Herkommen, anders ausgedrückt, durch die grenzenlose Dummheit oder Rücksichtslosigkeit irgendwelchen Badekommissariates dazu genötigt, jeder Witterung Trotz zu bieten. Ist es schon keine Kleinigkeit, bei einer niedrigen Temperatur im Freien still sitzend eine mechanische Arbeit verrichten zu sollen: wie erst, wenn noch eine geistige Anstrengung dazu kommt! Ich bezeuge, dass ich zu Baden-Baden, Reichenhall, Kissingen, Münster am Stein die Musiker in einem zugigen Kiosk bei acht und sieben Grad Réaumur Frühkonzerte ausführen hörte. Wie viele Schwindsuchtskandidaten mögen darunter gewesen sein?

Hingegen wird mehrfach verlangt, dass diese Vorübungen für einen sibirischen Winterfeldzug in „tadelloser Adjustierung“ von statten gehen. Der zähneklappernde, trübselige Tropf, dessen Mittagessen nicht selten aus einem Wecken und einem Stück Wurst besteht, ist gehalten, dem in zwangloser Morgentoilette

nach Gefallen hin und her schlendernden, sein Tun gemeiniglich verständnislos angaffenden Badephilister in wohlgebügeltem hohen Seidenhut gegenüberzusitzen. Schaut man sich überhaupt im Kapitel der für Musiker heute noch bestehenden „Kleiderordnungen" ein wenig um, dann trifft man auf Dinge, die bald zum Lachen, bald zum Zorn reizen. O heiliges Mittelalter! Dass Hofmusiker bei Hofkonzerten und anderweitig noch eine Hofuniform zu tragen haben, drückt ihre soziale Stellung insofern gewiss nicht herunter, als ja auch für Zivilbeamte mittlerer, hoher und höchster Rangklassen bei bestimmten Gelegenheiten Degen, Schiffhut und Tressengewand vorgeschrieben sind. Aber wie kann man verlangen, dass ein Familienvater, dessen gesamtes Einkommen 1800 Mk. und darunter beträgt, jene goldstarrende Galatracht aus eigener Tasche zahle? Was ist das vollends für eine Unüberlegtheit, einem Musiker, der vor dem kleinsten Einkauf den Pfennig zweimal umkehrt, zuzumuten, bei jeder Vorstellung, ja beim lumpigsten Ballet, in Frack und weisser Kravatte zu spielen? Ob der Herr Generalintendant, der solches verordnet, eine Ahnung davon hat, was die hierdurch bedingten Ausgaben für Wäsche und anderes im Miniaturbudget seines Untergebenen ausmachen? Er würde in keine kleine Erregung geraten, sofern man ihm von seinem Ministergehalt gleich vornweg einen entsprechenden Prozentsatz als Repräsentationsopfer abforderte! Genügt es denn nicht, wenn der Musiker in anständiger, dunkler Kleidung erscheint?*) Sollte, was ja mit der

*) Nicht nur in Hoftheatern besteht der Frackzwang für die Spieler. So müssen auch z. B. im Kursaal von Montreux die

Zeit geschehen mag, auch im Wirkungskreise jenes Fanatikers der Etikette das verdeckte Orchester zur Einführung gelangen, so wäre er wohl imstande, einem Musiker, der nach Bayreuther Muster sich's dort von Rechts wegen in Hemdärmeln bequem machte, die „Karzerstrafe" zuzudiktieren — die, gemäss einem nach wie vor in Kraft befindlichen Statut vom Jahre 1845, am fraglichen Institut über Unbotmässige noch verhängt werden kann. Welche Vorstellung hegt dieser bis in die Fingerspitzen ehrenhafte und nichts weniger als unbegabte, aber leider um vier Jahrhunderte zu spät geborene und ganz und gar unmusikalische Chef wohl vom Wesen eines freien, redlichen ausübenden Künstlers, wenn er heutigestags folgenden Ukas bekannt gibt: „Das Aufrücken der Königlichen Kammermusiker in eine höhere Gehaltsklasse wird von nun an nicht mehr lediglich von der Anciennität, sondern auch von ihrem künstlerischen und persönlichen Verhalten abhängen"? Ahnt er nicht, dass er sich mit derartigen Kundmachungen ganz in die Hände von Geschichtenträgern und Gebärdenspähern gibt? Im übrigen leben anscheinend noch andere Intendanten, die schnurrigerweise just den Orchestermusiker als ein in sozialer Hinsicht äusserst rückständiges Individuum betrachten und ihm die abgeschmacktesten Dinge zutrauen. Im § 78 des Theaterhausgesetzes des Deutschen Bühnenvereins, der doch nur angesehenere Institute umfasst, steht geschrieben: „Im Orchesterraum darf weder ge-

---

Musiker mit dem Gesellschaftsanzug angetan sein. Wie reimt sich das mit den vorurteilslosen Anschauungen, um derentwillen man den Republiken im allgemeinen und der freien Eidgenossenschaft im besonderen die schönsten Komplimente macht?

gessen noch getrunken, auch keine Zeitung gelesen und sonst dergleichen vorgenommen werden.“ Wenn ich dieses köstliche „dergleichen“ richtig deute, so hat man darunter zu verstehen, dass auch Kegelschieben, Scheibenschiessen und Velozipedfahren im Orchesterraum verboten sind. Wenigstens während der Vorstellung.

VII.

In saurer, oft aufreibender Arbeit früh seine beste Kraft zusetzend, ungenügend entlohnt, von Vorgesetzten bald durch Hochmut, bald durch offensichtlich erkünstelte Freundlichkeit verletzt, von unserer erst seit Kurzem zu grösserem Wohlstande gediehenen und deshalb noch kindisch besitzstolzen bürgerlichen Gesellschaft als vermögenslos über die Achsel angesehen, hat der deutsche Orchestermusiker sich zu allem übrigen noch gegen eine sehr empfindliche Konkurrenz zu wehren. Sie macht sich auf verschiedene Weise geltend. Für die grösseren, eine höhere Stufe der Künstlerschaft behauptenden, meist einem Hoftheater angeschlossenen oder von einer städtischen Verwaltung besoldeten Orchesterkörper durch das Eindringen von Ausländern. Für die kleineren, einer festen Organisation entbehrenden, aus ungleichartigen Spielern sich zusammensetzenden und dem Erwerb, wie er sich gerade bietet, nachgehenden Verbände durch die Berufsgenossen in Uniform, die Beamten- und die Lehrlingskapellen. Was das Sicheinnisten von Fremden in angesehene einheimische Korporationen betrifft, so möcht' ich solche Gefahr nicht unter-, aber auch nicht überschätzen. In den Dutzenden von Mitgliederlisten, die mir vorlagen, fand ich eine allerdings beachtenswerte,

aber noch keine Besorgnisse einflössende Zahl slawischer, besonders tschechischer Namen; auch Holländer, Belgier, Skandinavier tauchten auf. Aber der Prozentsatz der Ausländer kann sich in Zukunft steigern, zumal da die Musikagenten, über deren kosmopolitisch verwaschene Gesinnung und Mangel an Verständnis für deutschen Kunstgeist ja kein Wort zu verlieren ist, sich neuerdings auch mit dem Import und der Empfehlung von Instrumentalisten befassen. Es kommt doch gewisslich nicht nur darauf an, dass der Bläser oder Streicher ein verlässlicher, ein hervorragender Techniker sei: er muss auch von Natur die Fähigkeit in sich haben, den Gefühlswerten, der Deklamation des deutschen Vortragsstiles gerecht zu werden — wozu selbst der suggestionskräftigste deutsche Kapellmeister einen Kroaten oder Urböhmen nicht erziehen kann. Freilich haben deutsche Musiker viele Stellen in englischen, amerikanischen, russischen Orchestern inne. Doch die beiden Ersteren führen ihren Hörern in der Hauptsache deutsche Musik vor. In die Tschaikowsky'sche Tonkunst aber mit ihrer Mischung von Steppenextrakt, abgestandenen Pariser Parfüms und italienisch-internationaler Rührduselei findet sich der deutsche Instrumentalist wohl ungleich leichter hinein als der Moskowite in Beethoven. Auch darf man nicht vergessen, dass jene Posten in England und anderswo fast alle von einer Saison zur andern kündbar sind, wenn nicht überhaupt nur für eine Unternehmung von der Dauer weniger Monate besetzt werden, dass dazu selbst mit einem auf längere Frist abgeschlossenen Engagement dort keine beruhigende Abmachung für die Zukunft, für die Tage der Erwerbsunfähigkeit verbunden ist. Wogegen der Ausländer, der in ein gefestigtes

deutsches Orchester aufgenommen wird, unmittelbar mit seinem Eintritt oder nach Ablauf einer kurzen Probeperiode die Anwartschaft auf Pension erhält.

Über die Konkurrenz der Militär- und Beamtenkapellen ist vornehmlich während der letzten zwei Jahre ein so reichhaltiges Material der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden, dass ich mich in bezug auf dieses Gebiet des mehr negativen Teiles meiner Aufgabe, der Schilderung der vorhandenen Missstände, entschlagen darf. Hingegen obliegt es mir, im Zusammenhange der Darstellung vorerst noch einige Betrachtungen über die Konkurrenz durch Lehrlingskapellen, somit auch über diese selbst und über Verwandtes anzustellen.

Aus welchen Elementen setzen sich die Lehrlingskapellen zusammen? Wessen Angebot drücken sie herunter, wem zerschneiden sie den Existenzfaden?

Hier steht, hier kämpft Elend gegen Elend. Von Musikern muss nunmehr gesprochen werden, die unter allen die am meisten beklagenswerten sind, weil fortgesetzte Entbehrung und menschenunwürdige Behandlung das Gefühl für das Jammervolle ihres Daseins abgestumpft, wenn nicht erstickt haben — sofern es je rege war.

Ein kleines frostiges Arbeiterheim oder ein überschuldetes Bauerngütchen. Es ist ein derbknochiger Junge da, der, allerhand schlechte Beispiele vor Augen, sich nicht ordentlich mit anstemmen mag. Er wird grösser, er kann denen, bei denen Schmalhans Küchenmeister ist, nicht länger auf der Tasche liegen. Ein ehrsames, schwielenziehendes Handwerk lockt ihn nicht. Der Vetter Franz, der ihm das Harmonikaspielen beibrachte, der hat's gut: er ist Musiker geworden, geigt

mit seinem „Direktor“ dort herum, wo es gehörig Freibier absetzt, auch Gratiszigarren. Dazu die Mädels ... Und, wenn er später zum Militär kommt, der Franz, dann braucht er nicht mit dem Schiessprügel zu schuften — dann sitzt er in der prallen Uniform auf der Estrade, schnurrt mit den Kameraden sein Stück ab, wird beklatscht, hernach flott traktiert — heidi! Unser Freund lässt sich also auch zu einem Stadtpfeifer, alias Kapellmeister, in die Lehre tun. Der Lehrherr hat nicht Zeit oder Lust, Unterricht zu geben. Das besorgt der Grossbursche. Natürlich nur dann, wenn der Neueingetretene nicht etwa für irgendwelche häusliche Verrichtungen eingespannt ist. Gibt's keinen Kohl zu putzen, keine Kinder zu wiegen, dann eignet er sich mit Ach und Krach die Technik eines Blasinstrumentes, dazu auch soviel Violinkratzen an, dass es für einen Kirmeswalzer ausreicht. Danach zieht er, als fertiges Mitglied der Bande, in Bier und Balllokalen oder zu Tanzgelegenheiten auf die Dörfer mit herum, muss sich der für den jungen Körper notwendigen Nachtruhe entwöhnen, wird mit dem vertraut, was gerade noch gefehlt hat, um alle schlechten Instinkte in ihm aufzustacheln, ruiniert sich geistig und physisch, ehe er Mann geworden ist. Ohne moralischen Halt, besitzt er nicht den Mut, dem Lehrherrn gegenüberzutreten, sich einen auch nur bescheidenen Lohngroschen auszubedingen. Er wird weiter mit geschleppt, von Kneipe zu Kneipe, von Jahr zu Jahr ... Allgemach zerrinnt der schöne Traum von der schmucken Uniform, der späteren Zivilversorgung, dem Auftrumpfenkönnen vor Vettern und Basen. Das Dasein ist nur noch ein stumpfes, dumpfes Vegetieren, aus dem er höchstens einmal auf-

geschreckt wird, wenn ein roher Leidensgenosse mit einem Rippenstoss dreinfährt. In der Perspektive: das Armenhaus, das Hospital. Der Lehrherr aber hat wieder einmal eine billige Kraft gewonnen. Und sobald er eine Anzahl solcher billiger Kräfte beisammen und aneinandergekoppelt hat, ist er natürlich imstande, bei Gastwirten, kleineren Vereinen, Besitzern von Vergnügungslokalen die Leiter solcher Kapellen zu unterbieten, die fertig ausgebildete Spieler engagieren und ihnen wenigstens eine dürftige Entlohnung bieten müssen. — Fraglos gibt es auch hier und da einen redlichen, sich seiner Verantwortlichkeit bewussten Prinzipal. Doch ich hatte den typischen Fall zu schildern.

Jetzt zu denen, die von den Lehrlingskapellen an die Wand gedrückt werden. Nehmen wir einige Bände der „Deutschen Musiker-Zeitung" zur Hand und gehen wir die Anzeigen durch. „Städtische Musikdirektoren" oder handfeste Routiniers, die sich beliebige, von Niemand bestrittene Titel beilegen, suchen in Orten bis um die 20000 Einwohner erste Klarinettisten, erste Trompeter, die zugleich gute Geiger sein müssen, für ein Monatsgehalt von durchschnittlich 60 Mark. Nicht oft darüber. Dann aber werden merkwürdige Ansprüche erhoben. Eine Gage von sage und schreibe 75 Mark stellt der Stabschwinger im freundlichen, nahrhaften Göppingen einem „ersten Geiger" in Aussicht, der „ordentlicher Klavierspieler ist und bei Blasmusik beliebiges Blechinstrument übernehmen kann." Weiter nichts! Wie man mit einem durch Privatstunden und anderem unregelmässigen Nebenverdienst nur selten sonderlich erhöhten Grundeinkommen von 720 bis 900 Mark leidlich zu leben, sich anständig zu kleiden, und

eventuell noch eine Familie zu erhalten vermag — selbst die billigsten Lebensmittelpreise und niedrigsten Wohnungsmieten vorausgesetzt, die gegenwärtig im Deutschen Reiche zu verbuchen sind: — das wird Vielen ein Rätsel sein. Doch auch diese Musiker sind noch glücklich zu preisen, wenn man ihr Los mit dem der zu vielen, vielen Hunderten zählenden Ärmsten vergleicht, die, oft mit einem vorzüglichen Zeugnis von einem namhaften Konservatorium entlassen, sich für ein Durchschnittsgehalt von 30 Mark monatlich und die Zusicherung „guter freier Station“ verkaufen, um nicht mit dem Hut in der Hand am Strassenrande betteln zu müssen.

Was hat man unter „freier Station“ zu verstehen? Hier ein Auszug aus den mir zur Verfügung gestellten schlichten Aufzeichnungen eines vertrauenswürdigen Mannes, der jetzt darum froh ist, bei magerer Kost sich doch wieder als Mensch zu fühlen, nachdem es ihm beschieden war, jahrelang alle Bitternis des Elends auszuschöpfen. „In Bünde in W., Kapellmeister . . ., mussten wir, unserer zwölf, zu je sechs Mann mit drei Betten und zwei Kammern vorlieb nehmen, deren Höhe 1,65 Meter betrug. Verschiedene erkrankten. Gesunde und Kranke schliefen alsdann im gleichen Bett. Ein Kollege wurde endlich ins Hospital aufgenommen, wo er nach wenigen Tagen an Unterleibsschwindsucht starb. Ein Lungenkranker erhielt die Entlassung; zwei Monate hatte er mit einem Gesunden das Bett geteilt. Die Kost war schlecht . . .“ In Egeln bei Magdeburg, Kapellmeister . . ., schliefen wir zu zwölf Mann in einem elenden Raum, dessen Fussboden seit Jahren nicht gescheuert war. Mein Bett hatte schon mein

Vorgänger drei Monate benutzt, dann habe ich es 14 Tage gebraucht — und danach das Engagement aufgegeben. Die Beköstigung war miserabel. Unsere Waschung mussten wir morgens im Hofe unter freiem Himmel vornehmen . . .“ „Bei Herrn Kapellmeister . . . hatten wir Kellnerdienste zu verrichten. Der servierende Kollege steckte sich aus guten Gründen auf dem Weg von der Küche nach dem Speiseraum die Taschen voll Kartoffeln: wenn er dann ins Zimmer trat, wurde er förmlich überfallen. Übrigens gab es für uns meist erst um vier Uhr Mittag. Vorher wurde geprobt . . .“

Wenn es „Enterbte“ gibt, so sind es diese Musiker. Wer nicht nur im behaglichen Zimmer wohlgefügte Berichte über glänzende Hoftheater-Vorstellungen geschrieben, sondern sich draussen in der Welt umgetan hat, wird mir bestätigen, dass mein Gewährsmann die Farben wahrlich nicht zu stark aufträgt. Dennoch fehlt es nicht an Prinzipienreitern, die meinen, man müsse „auch auf diesen Gebieten das freie Spiel der Kräfte walten lassen. Niemandem dürfe das Recht verschränkt werden, sich so viele Lehrlinge und Gehilfen zu halten, als er wolle, sie so zu beschäftigen, wie es ihm gutdünke, sie abzufinden, wie es ihm behage. Niemand brauche sich von einem städtischen oder genossenschaftlich gewählten Inspektor daraufhin kontrollieren zu lassen, ob die freie Station, die er kontraktlich zusichere, auch menschenwürdig sei. Keiner habe drein zu reden, wenn in einem von zwei Parteien unter erstaunlich ungleichen Bedingungen geführten Konkurrenzkampf Tausenden das Messer an die Kehle gesetzt werde, wenn Tausende stürben und verdürben, deren Hinsiechen doch wohl auch einen Verlust für die Volks-

kraft bedeutet. Um alles in der Welt: das erste, wichtigste Grundrecht des Individuums sei es doch, ungestört seinem Erwerbe nachgehen zu können! Man beklage es, dass jeder Stümper und Schwindler, ohne Einspruch zu befürchten, nach Gefallen zwei, drei Konservatorien eröffne und dazu beitrage, dass ein ausgedehntes Musikerproletariat entstehe, für das es an Erwerbsgelegenheit mangele. Wer zwinge denn die Eltern, ihre Kinder solchen Leuten zu überantworten? Solle vielleicht jedem Einwohner ein Gensdarm als treuer Eckart beigegeben werden? Seien ferner unter den Hunderten von Leitern improvisierter Musikschulen nicht auch einige redliche Männer mit tüchtiger Vorbildung? Wolle man diese zugleich mit den unredlichen treffen, durch einen Befähigungsnachweis schikanieren? Unterbände man den Unternehmungsgeist mehr und mehr, so würde schliesslich niemand sich vom Flecke rühren — und Deutschland fraglos zurückgehen! Und man hielte sich darüber auf, dass auch die unter Regierungsfittigen ihre Wirksamkeit entfaltenden Unterrichtsanstalten für Musik eine Unzahl von Eleven ohne gründlichere Vorprüfung aufnähmen, durch die Kurse peitschten, sie selbst bei ganz ungenügendem Können mit günstigen Reifezeugnissen verabschiedeten — um Platz für neue zahlende Schüler zu gewinnen? Ja, wenn diese staatlichen Akademieen nicht ordentlich Geld herauswirtschafteten, dann müsse doch die Steuerschraube noch stärker angezogen werden! Unglaubliche Zumutung! Das Proletariat, die stellenlos Herumlungernden, Hungernden, den Hass und die Erbitterung gegen alle Bessergestellten Schürenden: mit denen werde man schon fertig werden. Dazu gebe es Gewehre und Ka-

nonen. Das fehle fürwahr noch, dass der unerträgliche Obervormund, der Staat, seine Nase rechts und links in das musikalische Bildungswesen hineinstecke!"

Er wird es dennoch tun, meine Verehrtesten. Auch auf diesem Gebiete wird ein Stück notwendiger sozialer Gesetzgebung durchgeführt werden, ohne dass wir uns zu Bebelianern wandeln, ohne dass wir einer regsamen, loyalen Unternehmungslust das Lebenslicht ausblasen, ohne dass Deutschland zurückgeht. Was ist der Staat? Für grosse Kinder und für Selbstsüchtige, die des rechten Gemeinsinns entbehren: ein Phantom — der schwarze Mann, der in alles dreinredet, alles tyrannisiert, alles an sich rafft. Für Verständige: weiter nichts als die Gesamtheit der Bürger. Der Gesamtheit muss aber daran gelegen sein, dass offene, schwärende Wunden, die sich an ihrem Körper gebildet haben, in sorgsamer, geduldiger Pflege ausgeheilt werden. Denn sonst fressen sie weiter.

VIII.

Im Jahre 1897 schloss der „Allgemeine Deutsche Musiker-Verband" das erste Vierteljahrhundert rüstigen, fruchtbringenden Schaffens ab. Die damals herausgegebene Festschrift beginnt mit den Worten: „Fünfundzwanzig Jahre sind vergangen, seit die deutschen Musiker zu der Überzeugung gelangten, dass, wenn ihnen in ihrer so arg bedrückten Lebenslage überhaupt geholfen werden sollte, dies nur auf dem Wege der Selbsthilfe geschehen könnte." Sofern etwas dazu beizutragen vermag, die von Tag zu Tag wachsenden allgemeinen Sympathieen für die Sache der Orchestermusiker noch zu steigern, sie im besten Sinne des Wortes populär zu machen, so ist es der Umstand, dass sie nicht nach Art der Vertreter anderer in wirtschaftliche Bedrängnis geratener Berufsstände die Hände sinken liessen und alles Heil von der Unterstützung durch Dritte, beziehentlich durch das Gemeinwesen erwarteten, sondern, so gut es gehen wollte, sich durch eigene Kraft ins Freie zu kämpfen suchten. Je grösseren Eifer sie dabei entwickelten, je mehr haben sie Anspruch auf ausgiebige öffentliche und private Förderung ihrer Interessen — jetzt, da sich zur Genüge herausgestellt hat, dass in diesem Falle die Selbsthilfe nur ver-

hältnismässig geringe, also unzureichende Ergebnisse zu zeitigen vermag. Die Lösung der Notstandsfrage wird demgemäss zu finden sein in einem ergänzenden Zusammenwirken von fortgesetzten Anstrengungen, denen sich die Musiker zu unterziehen, von Massregeln, die Bühnenleiter, städtische Behörden wie auch parlamentarische Körperschaften zu treffen, und von werktätiger, opferwilliger Teilnahme, die die vielen Tausende deutscher Kunstfreunde, insonderheit soweit sie mit Glücksgütern reichlicher bedacht sind, zu bekunden haben. Hierbei wird, wie immer, wenn etwas Ordentliches, erheblichen und dauernden Nutzen Stiftendes erreicht werden soll, nicht ein in allen Regenbogenfarben schimmerndes goldglänzendes Luftschloss auf eine Wolkenwand zu projizieren, sondern an Gegebenes anzuknüpfen und Vorhandenes weiter auszubauen sein.

Zwei ausgezeichnet organisierte Wohlfahrts-Einrichtungen hat der in vielen Lokalvereinen über ganz Deutschland verbreitete, mit einzelnen Gruppen, gleichsam als vorgeschobenen Posten, auch über die Reichsgrenze hinausgreifende „Allgemeine deutsche Musiker-Verband“ ins Leben gerufen: die „Pensionskasse für Musiker“ und die „Unterstützungskasse für Musiker-Witwen und -Waisen“. Beide bewährten sich vortrefflich, die erstere jetzt schon seit 32, die letztere seit 24 Jahren. Die Eintrittsgelder und die monatlich abzuliefernden Beiträge sind sehr gering, die Vorteile: Alters- und Invalidenpensionen, Sterbegelder, laufende Unterstützungen für die Hinterbliebenen verhältnismässig ansehnlich. Zur Stärkung des Fonds der Witwen- und Waisenkasse wurde von dem langjährigen, hochverdienten Verbands-Präsidenten, Herrn Kapell-

meister Thadewaldt, im Jahre 1886 der Frauenverein „Mildwida" begründet, der nach Massgabe der vorhandenen Mittel in einzelnen Fällen bedürftigen, ihres Ernährers beraubten Familien auch Sonderunterstützungen bewilligt.

Besagte zwei Wohlfahrts-Einrichtungen verfügen über nennenswerte Kapitalien. Doch diese würden bis heute beträchtlich höher angewachsen sein und somit eine nachdrücklichere Hilfe ermöglichen, wenn nicht zahlreiche, vorwiegend jüngere Musiker es seither noch versäumt hätten, sich als Mitglieder jener Kassen einschreiben zu lassen -- in tadelnswerter Verkennung der Pflichten, die sie gegen ihre Angehörigen und die sie gegen sich selbst haben. Ich bestreite nicht, dass bei einem äusserst spärlichen Einkommen eine jährliche Verausgabung von achtzehn, bezüglich neun Mark ein empfindliches Opfer bedeutet. Aber wie ich es für meine Schuldigkeit halte, alles hervorzuheben, was zugunsten der Musiker spricht, so muss ich anderenteils auch ehrlich und offen sagen: es sind mir nicht wenige Musiker bekannt, die bei Anwendung eines vernünftigen Sparsystems, ohne sich sonderliche Entbehrungen aufzuerlegen, die angeführten Beiträge aufzubringen fähig wären, es jedoch vorziehen, so ziemlich alles ins Wirtshaus zu tragen, was nicht der regelmässige Tagesbedarf verzehrt. Diese Leichtsinnigen haben kaum ein Recht, sich über ihre Lage zu beklagen. Es gibt genug Arbeiter, die sich auch unter unsicheren Erwerbsverhältnissen rechtschaffen quälen, gelegentlich darben, und es dabei nicht nur verstehen, die paar Groschen für die gemeinnützigen Zwecken dienenden Kassen auf die Seite zu legen, sondern sich auch von Zeit zu Zeit eine bescheidene Erholung

gönnen, ohne etwas auf Kredit zu nehmen. Dazu gehört allerdings auch das Unterrichtetsein über das, was ich die Wirtschaftslehre für den Tag nennen möchte: eine praktische Schulung durch mündliche Belehrung und durch das Lesen geeigneter Schriften, wie sie sich der Arbeiter, der seine Abende frei hat, leichter verschaffen kann. Vielleicht ist es möglich, vornehmlich in grösseren Städten, früher oder später Musikerheime einzurichten, in denen einerseits der stellenlose Instrumentalist gegen ganz geringes Entgelt, der in Stellung befindliche, ledige gegen etwas höhere, doch auch bescheidene Bezahlung auf Zeit und Weile ein erträgliches, anständiges Unterkommen fände — und wo andererseits jeder zur Gilde Gehörende in einer kleinen, passend zusammengestellten Bibliothek und bei einem Pfleger, der auch fähig wäre, kurze aufklärende Ansprachen und Vorträge zu halten, sich Rats erholen könnte.

Neben den Leichtsinnigen, Haltlosen und Genusssüchtigen gab es indessen auch eine gar nicht unerhebliche Zahl von Gutgearteten, aber Lauen und Gleichgültigen, die es bisher versäumten, der durch jene Wohlfahrtseinrichtungen gebotenen Lebenserleichterungen sich teilhaftig zu machen. Wie sind diese aufzurütteln? Am besten durch das Beispiel. Und zwar durch das Beispiel, das nicht nur von den titulierten, engeren Berufsgenossen, den Kammermusikern und Kammervirtuosen, sondern auch von denen gegeben werden müsste, die als Schaffende von Eigenart und Charakter und als führende Kapellmeister unserem Musikleben seine Bedeutung und seinen Glanz verleihen. Wären die Richard Strauss und Schillings, Pfitzner und Reger, Mottl und Weingartner, Nikisch und Mahler in die Mit-

gliederlisten des Allgemeinen deutschen Musiker-Verbandes und in die seiner Unterstützungskassen eingereiht, so würden binnen Kurzem Tausende von neuen Einzeichnungen erfolgen. Auch dem Musiker ist die kleinste Förderung durch die Tat ein kräftigerer Ansporn als die schönsten, bestgefügten Reden, in denen man ihn seiner Sympathieen versichert. Für Künstler, wie die Genannten, ist die in Frage stehende Ausgabe verschwindend. Sie haben es in der Hand, durch ihren Beitritt ganz unermesslichen Segen zu stiften. Befürworten möcht' ich auch, dass die Musikschriftsteller und -kritiker sich nicht ausschliessen. Je mehr die Musiker jedes Kreises und jeder Leistungsstufe gewahr werden, dass dem redlichen Kritiker die Kunst nicht sowohl ein Drehgestell mit hundert zum Aufhängen von Feuilletons und Witzketten dienlichen Handhaben, sondern Herzenssache ist, und dass er mit denen fühlt, die ihm die edelsten Genüsse vermitteln, um so besser wird sich das gegenseitige Vertrauensverhältnis wieder befestigen, das in den letzten Jahrzehnten oft durch die masslosen Ausfälle der kaum je mit dem gespendeten Lob zufriedenen, vielfach eitlen, untereinander eifersüchtigen und ohne rechte Veranlassung überkochenden Künstler, zumeist aber durch leichtfertiges und würdeloses Gehaben der Kritiker erschüttert worden ist. Wie ich es mir zur Ehre anrechnete, mich beim Musiker-Verband als Mitglied anzumelden, so werden hoffentlich bald zahlreiche werte Kollegen seiner Geschäftsstelle ihre Beitrittserklärung übermitteln.

Verschwiegen werden darf's freilich nicht, dass der und jener durchaus nicht engsichtige und engherzige

Künstler sich just von einer reinlichen Scheidung zwischen Musikern und mehr oder minder schlechten, auf der Grenze vom Scharwerken zum Bierfiedeln stehenden Musikanten eine Klärung der Lage und im Gefolge davon eine Besserung der Verhältnisse der moralisch sauber ausgebürsteten Existenzen verspricht. So gern und so entschieden ich mich sonst auf die antidemokratische Seite stelle: in diesem Falle ist mir's nicht möglich. Wo es um Leben und Sterben geht, hat auch die berechtigte Abneigung des Kulturmenschen gegen jegliche Art von Ungewaschenheit zurückzutreten. Wollten die Herren die Güte haben, für einen Augenblick in die Haut eines Schriftstellers zu schlüpfen, der nicht von Zugeständnissen, sondern von ehrlicher Arbeit lebt. Was für konfiszierten Gesichtern begegnen wir nicht nur dort, wo den Reportern der Tagelohn ausgezahlt wird, sondern auch in der Wiener „Concordia“, im „Verein Berliner Presse“, bei sogenannten literarischen Kongressen in München, Dresden oder Bremen! Wir, die wir streng auf Standesehre halten, schütteln solch Gesindel derb, rücksichtslos von den Rockschössen ab, wenn es wagt, sich an uns zu klammern. Aber wir wollen und können selbst die Leute, die sich zwar um eine gesetzlich verhängte Strafe eben noch herumschlängelten, doch in einem motivierten Gerichtsbeschlusse des nicht gentlemanliken Verhaltens für schuldig erklärt wurden, aus dem „Journalisten- und Schriftsteller-Verein“ oder ähnlichen, mit manigfachen Wohlfahrtseinrichtungen ausgestatteten Anstalten nicht hinauswerfen. Wir sollen ihnen die Möglichkeit offen halten, sich, wenn's anders geht, wieder emporzuarbeiten, bezüglich sie davor behüten, nach einem endgültig verkrachten

Berufsleben der Armenpflege anheim zu fallen oder ins Gefängnis zu wandern. Darum sieht man in den Registern jener Vereine die erlauchtesten Schriftstellernamen eingetragen — mitunter nicht weit von unbestreitbar anrüchigen. Von unten auf hat man zu bauen, meine Herren, auch wenn wir beim Fundamentieren jeweilig im Grundwasser waten müssen. Verachtet mir darum auch die Musikanten nicht! Bleibt's ihnen gewahrt, den Fuss wenigstens auf die unterste Sprosse der Leiter setzen zu können, so ist's immerhin nicht ausgeschlossen, dass sie wieder einmal zu der Region emporklimmen, wo der Musiker in reiner Luft seinen Bogen frei auszieht.

Noch zwei Anregungen möchte ich in diesem Zusammenhange geben: nämlich dass der Allgemeine Deutsche Musiker-Verband zum Zwecke der Ergänzung des durch seine Pensions- und seine Witwen- und Waisenkasse Geleisteten eine Spar- und eine Darlehnskasse begründe. Warum sollte der Musiker, wenn er den rechten Korporationsgeist hat, ohne den kein Stand sich vorwärts bringt, sein Erübrigtes nicht gewissermassen im eigenen Hause anlegen, anstatt bei einer öffentlichen Sparkasse oder bei einer Hypothekenbank? — eine durch solide Geschäftsführung und mehrseitige peinliche Kontrolle gewährleistete Sicherung des Kapitals und der Interessen natürlich vorausgesetzt. — Der Grundstock des „Darlehnsfonds“ wäre allein durch etliche milde Stiftungen begüterter Kunstfreunde zu schaffen. Auch abgesehen von Krankheitsfällen gerät der Musiker aus verschiedenen Veranlassungen nicht selten in Verlegenheit. Von den Ursachen hab' ich zuvor schon ge-

sprochen: hier gilt es, das Instrument zu kaufen, dort vor dem Antritt einer neuen Stellung die, wenn Familie vorhanden ist, nicht unerheblichen Übersiedlungs-Auslagen zu decken, dort, wenn ein Sommer-Engagement abgeschlossen ist, die Reisekosten aufzubringen, dort unumgängliche Aufwendungen für Garderobe zu machen*). Auch nur kleine Schulden, die der mittellose, unweltläufige Musiker gewöhnlich bei Wucherern kontrahiert, lassen ihn auf abschüssiger Bahn rasch in die Tiefen gleiten, aus denen er sich nicht mehr emporzuringen imstande ist, wo er untergehen muss, brotlos oder in der Befleckung eines als einziges Erbteil überkommenen ehrlichen Namens. Ein zinsfrei gewährtes Darlehn, das zurückzuzahlen der Schuldner nicht gedrängt würde, bedeutete in derartigen Fällen häufig nicht sowohl eine wesentliche Erleichterung des harten Lebenskampfes, als vielmehr die moralische Rettung eines Menschenlebens.

Auf die geschilderte Weise vermöchte der Deutsche Musiker-Verband seinen Organismus auszubauen, beträchtlich zu stärken und so zur Hebung der sozialen Lage der Orchestermusiker noch ansehnlich mehr als früher beizutragen. Sofern man seine Kreise nicht stört. Was sollen neben ihm noch andere Verbände, die schlechterdings eine Zersplitterung der Kräfte bewirken

---

*) Hier eine öffentliche Ausschreibung, wörtlich wiedergegeben: „In der Kgl. Hofkapelle zu . . . . . sind zwei Hilfsmusiker-Stellen für Oboe und Kontrabass zu besetzen. Der Tag des stattfindenden Probespieles wird den Bewerbern noch näher bekannt gegeben werden. Reisekosten werden nicht vergütet. Qualifizierte Bewerbungen, unter Bezeichnung des Instrumentes, an die Generalintendantur."

müssen, während doch im Hinblick auf die ausserordentlichen Schwierigkeiten, die sich unserer sozialen Reformarbeit auf allen Seiten entgegenstellen, ein Zusammenfassen und eine einheitliche Verwertung sämtlicher irgend verfügbarer geistiger und materieller Kampfmittel dringend geboten erscheint! Davon nicht zu reden, dass die, deren Gehirn nicht als Apothekenfachspind konstruiert ist, sicherlich alle Augenblick einen „Verband" mit dem andern verwechseln. Innerhalb des Deutschen Musiker-Verbandes sind ja auch Missgriffe begangen worden. Doch im Ganzen hat er viel Gutes geschaffen und sich als eine durchaus lebensfähige Organisation erwiesen. Man verbessere, man vervollkommne seine Einrichtungen. Aber man lasse die dort ausgestreute Saat erst einmal ganz aufgehen, ehe man sich einem Neuen, Ungewissen zuwendet. Wer sich einem ethischen Zweck zuliebe nicht schlichten Männern unterzuordnen fähig ist — Männern, die sich bewähren, auch ohne dass sie mit einem Titel aufwarten oder in der Presse stündlich als Berühmtheiten angesprochen werden, — wem es mehr oder weniger nur darum zu tun ist, als Vorsitzender oder Schriftführer sich vor versammeltem Kriegsvolk in die Brust zu werfen, der befriedige seine Neigung zum Theaterspielen auf einem Felde, wo man mit Schwertern und Schildern aus Pappendeckel gegeneinander rennt, nicht auf einem, wo der Würgengel Not jährlich noch eine erschreckende Anzahl von Opfern dahinrafft.

Hundertmal habe ich dargetan, dass für unsere Zeit in der straffen Durchführung des Assoziationsprinzips das Geheimnis der meisten, die grosse Öffentlichkeit bewegenden Erfolge beschlossen liegt. Und

keineswegs nur im Bereich politischen und wirtschaftlichen Ringens. Wie es der Sache des musikalischen Fortschritts äusserst abträglich war, dass man mit dem Aufmauern und Wiederabrüsten der Dutzende von Wagner-, Liszt-, Hugo Wolf-, und anderen Vereinen unnütz Zeit, Kraft und Geld vergeudete, anstatt sich den durch jene Namen ängedeuteten Aufgaben im gegebenen Generalrahmen des von Franz Liszt zur Pflege aller fortschrittlichen Bestrebungen gegründeten „Allgemeinen Deutschen Musikvereins“ zu widmen: so würde die Hebung der sozialen Lage der deutschen Orchestermusiker arg verzögert und erschwert werden, wenn man wieder einmal, im Widerspruch mit den einfachsten strategischen Regeln, die Kampflinie unnütz in die Breite streckte.

IX.

Mit den charakterisierten, im Wesentlichen durch die Musiker selbst nachhaltig zu fördernden Bestrebungen, bewährte Wohlfahrtseinrichtungen für den ganzen Stand ausgiebig nutzbar zu machen, müssen nun die Schritte derer parallel gehen, an denen es ist, den Instrumentalisten ein ihren Leistungen angemessenes Jahreseinkommen zu sichern.

Wenn ich den Satz aufstelle, dass den in den Orchestern der Hoftheater und der grösseren Stadttheater tätigen Künstlern mit Rücksicht auf ihre Leistungen wie auf die allgemeinen Lebensverhältnisse der Gegenwart durchschnittlich an Gehalt das Doppelte von dem gebühre, was sie heute beziehen, so werde ich damit anfänglich auf einigen Widerspruch stossen. Keineswegs bei denen, die selbst Musiker sind und sich ein fachmännisches Urteil darüber zu bilden vermögen, was ein Instrumentalist in seinem Wirkungskreise an Kraft und Können einsetzt. Doch auch anderweitig wird man binnen Kurzem der hier vertretenen Ansicht beipflichten, zumal wenn man in Erwägung zieht, dass eine solche Steigerung des Einkommens in ungefähr richtiger Proportion zu der seit einigen zwanzig Jahren stufenweise erfolgten Erhöhung

der Bezüge der Dirigenten stehen würde. Vor zwei Dezennien waren ein Hans Richter, ein Felix Mottl, ein Hermann Levi kaum besser gestellt, als es heute im Wiener, Berliner, Dresdner Hoforchester die ersten Konzertmeister sind. Eine Aufbesserung des Gehaltes der Hof- und Kammermusiker in der angegebenen Art wäre also prinzipiell nichts weniger als ein „Novum“, sondern schlechthin die logische Weiterführung einer von massgebenden Seiten als gerecht und notwendig erkannten und daher bereits begonnenen Reform. Die dritte Etappe auf diesem Reformwege wird dann durch die gleichfalls von den Zeitumständen gebotene Verbesserung des Loses der Opernchoristen bezeichnet sein.

Woher nun die Mittel nehmen, um diese unabweisbaren Ausgaben zu decken? Wer von den Gesamtetats der deutschen Hofbühnen ein klares Bild hat, muss sich sagen, dass sie, wie die Dinge liegen, vorderhand keine ansehnlich stärkere Belastung vertragen. Die Kosten der Theaterführung werden aufgebracht durch den Verkauf der Eintrittskarten und die von den Fürsten bewilligten Zuschüsse. Die Billetpreise sind im Allgemeinen bereits derart heraufgegangen, dass sie wohl aufrecht erhalten, aber bis auf weiteres nicht erheblich erhöht werden können. An sich haben auch die aus den Kabinetskassen fliessenden Summen allgemach ein kaum zu überbietendes Maximum erreicht. Eine Verpflichtung für einen Regierenden, zum Unterhalt seines Hoftheaters eine angemessene Summe beizusteuern, ist ja überhaupt nirgends verfassungsrechtlich anerkannt. Hingegen dürfte man so ziemlich in allen Bundesstaaten bei der Festsetzuug der Zivil-

liste der Erwägung Raum gegeben haben, dass sich der Fürst aus freiem Entschluss seinem Hoftheater als hochherziger Gönner erweisen werde. Denn das Defizit der Jahresabrechnung einer grösseren, unter künstlerischen Gesichtspunkten zu leitenden Bühne ist heutigestags obligatorisch. Doch das Opfer, das die Begleichung dieses Defizits bedeutet, wird zu einer Quelle wirtschaftlicher Vorteile für weite Kreise. In Zahlen ausgedrückt: waltet in einem Theater der rechte künstlerische, seinen Ruf innerhalb und ausserhalb der deutschen Grenzen verbürgende Geist, so bringt ein Defizit von 500000 Mk. fünf Millionen ins Land herein. Ich verweise auf Dresden, das, so lange die Hochblüte seiner Oper dauerte, seine zahlreiche, sehr begüterte, mit vollen Händen Geld ausstreuende englisch-amerikanische Kolonie von Tag zu Tag wachsen sah. Doch wie, wenn einerseits die Fürsten, die ja aus den ihnen zur Verfügung stehenden Fonds auch die Aufwendungen für die Pflege der bildenden Künste, für alle Repräsentationszwecke, Akte der Wohltätigkeit, Ehrengeschenke und anderes mehr zu bestreiten haben, ihre den Hoftheatern geleisteten Zuschüsse nicht weiter zu verstärken fähig sind, und wenn anderseits eine von der Gerechtigkeit schon längst gebotene gründliche Regelung der Gehaltsverhältnisse der Hofmusiker wieder eine neue beträchtliche Mehrausgabe erfordert? Eine Mehrausgabe, zu der man sich baldigst entschliessen muss, sofern nicht die Grundlage moderner Operninstitute, die Leistungsfähigkeit des Orchesters, ihre Tragfestigkeit verlieren soll.

Ist jemals ein Bühnenleiter auf den doch eigentlich recht naheliegenden Gedanken gekommen, die Haupt-

posten seines Etats unter sich „umzuwerten“, so hat er nicht recht daran getan, ihn der Öffentlichkeit vorzuenthalten, ihn nicht praktisch auszuführen. Muss denn Jahr für Jahr bis in alle Ewigkeit im Wesentlichen der gleiche Bruchteil für die Gagen der Sänger, der gleiche für die Besoldung der Instrumentalisten, der gleiche für die Ausstattung angesetzt werden? Die Kunst hat einen neuen Kern, der Spielplan ein anderes Gesicht bekommen — Faktoren, die früher stark mitsprachen, sind zurückgetreten; andere, die ehedem vielfach nur eine zweite, eine begleitende Rolle spielten, stehen heute im Vordergrund: warum wird diesen durch die neuere Entwicklungsgeschichte bewirkten Verschiebungen nicht Rechnung getragen? Wozu brauchen wir, allen Ernstes gesprochen, noch das Ballett? Es hat sich historisch ausgelebt und ist nur noch für Ausgelebte da — für die drei, vier hochbejahrten, halbgelähmten, lüsternen Gecken auf ihren Stammplätzen in der ersten Parkettreihe. Wie lange sind die Zeiten schon dahin, in denen die Pantomime noch Ausdruckskunst war! Was ist übrig geblieben? Ein fades Füllsel, eine leere, langweilige Figurentechnik, eine sinnlose Zehengymnastik. Zur Epoche des Metastasio, zur höfischen Theatralik des französischen Barock und Rokoko, auch noch zur „Grossen Oper“ der Spontini und Meyerbeer gehörte das Ballett: was soll uns diese vor zwei Jahrhunderten zur Belustigung einiger Hirschgartenbesitzer und ihrer Günstlinge eingeschleppte, inzwischen längst vertrocknete welsche Marktware, da doch jetzt das damals von den theatralischen Genüssen ganz ausgeschlossene Volk im Theater ein sinnvolles Spiel zu schauen begehrt, da doch eine deutsche Kunst

herrschend geworden ist? Um den Fandango in den „Nozze di Figaro", die Ballszene im „Don Giovanni", die kleinen Tanzstellen im „Freischütz", in der „Euryanthe", im „Hans Heiling", die mythologischen Phantasiebilder des Venusberges und den Walzer in den „Meistersingern" wiederzugeben, um die Gruppierungen und Reigen in Werken der heute schaffenden Tondichter lebensvoll auszugestalten: dazu ist doch kein Korps der Rache in fleischfarbenen Trikots und gesteiften Tüllröckchen und am allerwenigsten die kostspielige italienische oder italienisierte Solo-Balletteuse nötig. Das lässt sich alles intelligenten Choristen und Statisten beiderlei Geschlechts recht gut anlernen. Was die Choristen bei der Durchführung dieser Aufgaben an Sicherheit des Auftretens, Beweglichkeit und individuell abgetöntem Spiel gewännen, das würde ihnen für ihre Mitwirkung in den dramatisch bewegten Partieen der Oper recht sehr zustatten kommen — da sie doch hier nicht mehr als vor- und zurückmarschierendes Tapetenmuster a tempo den Zeigefinger und die Nasenspitze gegen die Soffiten strecken, sondern Menschen verkörpern sollen. Welcher Gewinn erwüchse ferner für den Regisseur daraus, dass er in Volksauftritten, in denen man seit der Ära der Meininger die Bühne bis ins letzte Winkelchen mit Kostümträgern vollstopft, nach der Entfernung des überflüssigen Balletts seine Leute in charakteristisch sich heraushebenden Gruppen sinngemäss über den Plan hin verteilen könnte!

Weg also mit dem starren, mühsam galvanisierten Pirouetten-Gesindel! Und die Hälfte des Ballettfonds zu den Orchester-, die andere Hälfte zu den Chorgagen geschlagen! Wie wäre es weiterhin mit einer relativ

kleinen Herabminderung der Gagen der Gesangssolisten, zum Besten der Kollegen unterhalb der Rampe? Vor Erregung bebende Stimmen dringen an mein Ohr: „Wie denn? Sollen etwa die uns übrig gebliebenen paar guten Kräfte, die uns das Publikum ins Haus ziehen, auch noch über den Ozean entweichen? Mit schwerer Mühe vermögen wir sie festzuhalten, trotz der gewiss unsinnig hochgetriebenen Bezüge!" Ew. Exzellenz, und Sie, bestverehrter Herr Direktor, mögen gütigst gestatten: wer hat denn die Bezüge so unsinnig hinaufgetrieben? Haben Sie mit den Herrschaften direkt verhandelt? Selten oder nie. Die Agenten hatten ihre Hand im Spiel. Warum nahm denn der wohllöbliche deutsche Bühnenverein den seinerzeit durch Baron von Perfall gestellten Antrag, die Agenten auszuschalten, nicht an? Wo steht geschrieben, dass ein untadelhafter Kavalier es sich mit nur zu begreiflichem Widerwillen abgewinnen müsse, untergeordneten, sich durch Halsabschneidereien bereichernden Kreaturen freundliche Worte zu sagen und sich dabei von ihnen ausbeuten zu lassen? Geben Sie einem und dem anderen Ihrer Kapellmeister und Regisseure von Zeit zu Zeit zwei Wochen Urlaub; schicken Sie sie in die Abgangsprüfungen der Konservatorien, in die kleinen Nester, wo die frischen, ungelenken Begabungen auftauchen; fesseln Sie die Ihnen auf diesem Wege zuzuführenden Neulinge für eine Reihe von Jahren an Ihr Theater; verordnen Sie, dass ihnen nicht sowohl von schlechten Klavierspielern Partieen eingebläut als vielmehr von guten, für Ihr Institut zu verpflichtenden Gesanglehrern die Stimme geschmeidigt werden solle: dann werden Sie bald eine verlässliche Truppe aufs Beste verwendbarer Künstler beisammen

sehen, mit denen Sie in den Proben sogar deutsch reden können. Dann werden Sie zugleich den über Gebühr aufgeschwollenen Etat für die Gesangssolisten auf sein natürliches Grössenverhältnis zurückgedrängt und für die Aufbesserung der Orchestermitglieder wiederum einen gewichtigen Batzen erübrigt haben. Was Amerika betrifft, so seien Sie, bitte, nur ganz ohne Sorge. Die Yankees wollen gar keine tüchtigen Leute; sie begehren nur Stars, also abgestempelte Berühmtheiten mit bereits nervös gewordenem Kehlkopf.

Zum dritten vermöchten die Hoftheater-Intendanten und ebenso die Stadttheater-Direktoren, die Jenen bisher den Routinekarren im gleichen Geleise getreulich nachgeschoben haben, den Orchesteretat noch recht hübsch auszurunden, wenn sie den Maschinenmeister und den Kostümschneider in Zukunft etwas straffer hielten. Diesen beiden Herren wird verhältnismässig viel zu viel Geld nachgeworfen. Mit den führenden Musikern der Streicher- und Bläserpulte verglichen, sind sie nur Künstler zweiten Ranges. Es ist für die Wirkung von Mozarts wunderherrlicher Musik verwünscht gleichgültig, ob die drei Genien in der „Zauberflöte" auf einem Flugapparat heruntersausen, der dreitausend Mark gekostet hat, oder ob sie ganz fidel zu Fuss hereinspazieren; es macht aber sehr viel aus, ob das Orchester in jener Szene holprig und verdrossen oder rhythmisch genau und mit liebenswürdiger Grazie begleitet. Insgleichen stünde es einem Bühnenleiter besser an, dafür zu sorgen, dass die Bratschisten sich nicht mehr wehmütig zuzulächeln brauchen, wenn Florestan im Kerker ein Bissen Brot und ein Restchen Wein gereicht wird — als darauf bedacht zu sein, dass die Leonore

und ihren Gatten pantomimisch bewillkommnenden Spanierinnen Atlasschürzen tragen und seidene Taschentücher schwenken. Sollten hinfüro auch die Leute keine Eintrittskarten mehr kaufen, die das Theater mit dem Panoptikum auf eine Stufe stellen, so würden sich ausreichend viel Mozart- und Beethovenverehrer an der Kasse melden, um alle Plätze zu besetzen. Diese würden erst striken, wenn es auch die Orchestermitglieder täten.

X.

Für das Folgende muss ich notgedrungen etwas weiter ausholen.

Manche verfechten die Ansicht, es sei nicht zulässig, an dem, was die Hoftheater bieten, schärfere Kritik zu üben oder Vorschläge zu machen, die die Verwaltung und das Arbeitsgebiet dieser Institute angingen. Die Bühnengebäude gehörten der Krone; die allerhöchste Person ernenne den Mann ihres Vertrauens zum Intendanten oder Direktor, decke ihn, der auch ihre Anschauungen zu vertreten habe, mit ihrer Autorität, habe somit für ihn die weitestgehenden Rücksichten zu beanspruchen, und könne, wenn sie wolle, die Vorstellungen von heute auf morgen ohne Angabe von Gründen abbrechen lassen. Diese Theorie wäre unanfechtbar, wenn, wie es vor grauen Zeiten der Fall war, die Besucher noch heute lediglich als Gäste im Hause des Landesherrn verweilten. Da jedoch der Leiter des Hoftheaters jedem, der sich zeitig meldet, die Aufführungen gegen Entgelt zugänglich macht, mit ihm bei klar definierter Leistung und Gegenleistung ein Rechtsgeschäft abschliesst, ist die durch ihn geregelte Tätigkeit des Institutes ein gewerblicher Betrieb wie jeder

andere. Somit hat es die Entwicklung der Dinge mit sich gebracht, dass ein eigenartiger gewerblicher Betrieb geradeswegs von der Krone resultiert. Ein Zustand, der sein Missliches hat und in einer Epoche, die auf geklärte Verhältnisse dringt, für die Dauer nicht aufrecht zu erhalten ist. Auf der einen Seite spricht der Intendant mit allem Recht: In diesem Heim der Kunst, das dem Regenten gehört und nicht zum wenigsten seiner Jahr für Jahr bewiesenen Freigebigkeit sein Ansehen und seinen Glanz verdankt, müssen sein Wille, sein Geschmack, seine schaffenden und ausübenden Künstlern entgegengebrachten Neigungen oder Abneigungen, seine Anschauungen über Patriotismus, Sittlichkeit und ästhetisch Erlaubtes bestimmend sein. Auf der anderen Seite sagt, gleichfalls mit allem Recht, der nicht mehr in den Tagen der absoluten, sondern in denen der konstitutionellen Monarchie lebende Bürger: Wenn in einem Hoftheater die Plätze gegen Lösung von Eintrittskarten zugänglich sind, und zwar bei noch höheren Preisen, als sie sonst in Betracht kommen, so hat es just so den geistigen, den künstlerischen Interessen des Publikums zu dienen wie jede andere Bühne. Ein modus vivendi auf dem Wege wechselseitiger Zugeständnisse ist nicht zu erreichen. Schon darum nicht, weil wohl das Publikum durch allerhöchste Anordnungen, Ge- und Verbote darüber aufgeklärt wird, wie der Fürst denkt, dieser aber von den in der Bürgerschaft gehegten Ansichten nur das erfährt, was ihm seine nähere Umgebung mitzuteilen für gut befindet. Was die Kritik als berufener Sachwalter des Publikums in künstlerischen Angelegenheiten schreibt, das braucht der Monarch, da er Besseres und Wichtigeres zu erledigen hat, nicht zu

lesen. Weshalb ich für mein Leben gern wenigstens einmal auf einen Tag Monarch sein möchte.

Bereits zu wiederholten Malen hab' ich darauf hingewiesen, dass es die Städte sind, welche die Erbschaft der Hoftheater anzutreten haben werden. Hier allein die Unkosten des Betriebes bestreitend, dort durch die Landtage gestützt. Gerade so, wie jetzt schon die „Königlichen" Gymnasien und anderen Bildungsanstalten mehr und mehr gegen die städtischen zurücktreten. Die Schiller-Renaissance, zu der wir uns unlängst anschickten, mag diesen Prozess beschleunigen. Ehe von Rembrandt, von Bismarck, von Wagner als Erzieher die Rede sein konnte, hatte Deutschland Schiller als Erzieher. Der Dichter sprach von der Schaubühne als von einer „moralischen Anstalt", somit, wenn man diesen Terminus aus dem Kantischen ins Gemeinverständliche überträgt, als von einem hochbedeutsamen Bildungs- und Kulturmittel. Ich kann hier diesen Gedanken nicht weiter verfolgen, muss mich also auf die Feststellung beschränken, dass die Schillersche Idee, nachdem sie eine geraume Zeit durch schläfriges, jeder geistigen Anspannung feindliches Biedermeiertum, durch die Kinderkrankheiten des wiedererwachenden Naturalismus, durch die schlechteren und dümmeren Tantièmen-Kotzebues vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts, und durch die Ausbreitung des Operetten- und Tingeltangelunwesens zurückgedrängt war, nicht zum mindesten mit Hilfe der siegreichen idealen musikalisch - dramatischen Kunst der Wagnerepoche allmählich wieder die Herrschaft gewinnt. Das Säkulum, das den „Don Carlos" entstehen sah, war dem „Ideal nicht reif". Heute empfindet es der mit hellem Auge ein weiteres Stück Welt überschauende

Bürger, welche Bedeutung ästhetischen Werten für die reichere Entfaltung der jugendlichen Seele, für die Stärkung des Gemein- und des nationalen Bewusstseins innewohnt. Eben darum nimmt er sich mit besonderer Liebe des Gymnasiums an, das ja keine fertig gemünzten Goldstücke auf den Kassentisch des Lebens schüttet; eben darum beginnt er seine Volksschulen mit Abbildungen bedeutender Architekturen und Plastiken zu zieren und auch in die verschiedentlichen Fortbildungsschulen Elemente der Kunst einzuführen, die auf keine Steigerung der Erwerbsfähigkeit abzielen, aber der Phantasie Schwingen leihen und im Gemüt freundliche Blumen aufspriessen lassen. Deshalb hält er auch darauf, dass bei der Errichtung städtischer Bauten der trockene Nützlichkeitsstil und die der Fremde entlehnte Schablone überwunden werden, dagegen eigenständiger Sinn in anregender Symbolik und Ornamentik zum Ausdruck gelange; deshalb errichtet er städtische Museen, die, ohne durch irgendwelche Rücksichten eingezwängt zu sein, aufsammeln und den Späteren überliefern, was sich als künstlerischer Niederschlag aus den geistigen Kämpfen der Gegenwart darstellt.

In der Perspektive dieser Entwicklung liegen die Umwandlung der Hoftheater in städtische Bühnen, die dann vor den durch freie Unternehmer unterhaltenen den Vorrang einehmen würden. Ferner in volkreichen Zentren mit regem geistigen Leben die Übernahme der grösseren, gutgeschulten, nur auf dem Podium des Konzertsaales tätigen Orchester in städtische Verwaltung. Letzteres wird natürlich rascher erfolgen. Gemeinwesen wie Wien, Berlin, München, Dresden brauchen eine grosse städtische, vorwiegend mit der Pflege der älteren

und neueren symphonischen Literatur zu betrauende Kapelle. Gute Aufführungen symphonischer Musik durch die namhaften im Theaterdienst stehenden Orchester sind zu sehr von der Gunst des Zufalls abhängig. Was für eine zwangvolle Plage, inmitten aller Erfordernisse und Nöten des Opernspielplans einige Abende für die Konzerte, einige Vormittage für die Proben herauszuschälen! Und dies doch nur mit dem fragwürdigen Ergebnis, dass entweder die dem Konzert unmittelbar voraufgehenden Vorstellungen überhudelt oder die Konzerte ungenügend vorbereitet werden — was man dann durch ein flott elegantes Darüberhinweghuschen oder durch pathetische Theaterspielerei des Dirigenten vor dem weniger urteilsfähigen Teil des Publikums zu verdecken sucht.

Fest überzeugt bin ich davon, dass innerhalb einer kurzen Zeitspanne das Berliner Philharmonische-, das Münchner Kaim-, das Wiener Konzertvereins-Orchester in städtische Regie übergehen werden. Die Musiker werden dann, analog den Lehrern und den im Dienst der Kommunen beschäftigten Verwaltungskräften, städtische Beamte mit Pensionsberechtigung sein — wie jetzt bereits ihre Kollegen in Köln, Düsseldorf, Aachen, Leipzig Freiburg, die allerdings, vornehmlich was Leipzig und Köln betrifft, auch ihrerseits durch eine Doppelwirksamkeit auf den Gebieten eines stark industriell gefärbten Theaterbetriebes und eines vielgestaltigen Konzertlebens überlastet sind. Vollzieht sich indessen die Entwicklung Kölns fernerhin mit gleicher Schnelligkeit, wie es während der letzten Dezennien geschah, so wird es in Bälde fähig sein, die Unterhaltungskosten für ein zweites Orchester zu tragen. Eine stattliche Summe könnte für

diesen Zweck schon bereit liegen, wenn man hierfür einen mässigen Bruchteil der Riesensummen zurückbehalten hätte, mit deren Verpulverung man in der Ausschmückung des neuen Kölner Theatergebäudes einen vollkommen überflüssigen Luxus bei recht anfechtbarem künstlerischen Gelingen trieb. Wie denn überhaupt die seit 1871 wieder so rasch in Fülle und Behaglichkeit hineingewachsenen deutschen Städte es anscheinend ebensowenig leicht lernen, ihr Geld mit Geschmack und zur Befriedigung wirklicher, nicht eingebildeter Bedürfnisse auszugeben, als ein über Nacht reich gewordener Privatmann. Warum gerade das Üble, Undeutsche höfischer Kulissenmache im freien städtischen Wesen nachahmen — den öden Raumprunk, den hohlen Dekorationspomp? Ich bleibe bei den neuen Theatern und Konzertgebäuden: mussten das Schauspielhaus in Frankfurt, die Stadttheater in Dortmund und Nürnberg, der „Rosengarten" in Mannheim so grossspurig in die Erscheinung treten? Hier wie dort würden die Gemeindebevollmächtigten für das Kunstleben ihrer Stadt unvergleichlich besser gesorgt haben, wenn sie dem Baumeister aus den Millionen des Voranschlags einige Hunderttausende herausgestrichen und damit die an allen drei Orten ziemlich im Argen liegenden Orchesterverhältnisse aufgebessert hätten. Zuerst der Kern, der Mensch — dann das Gehäuse, das Gewand. Dazu wäre, bei einem Minder von Vergoldung, plastischem Zierwerk, Farben- und Beleuchtungsspielerei der Eindruck der Aussen- und Innenarchitekturen fraglos sympathischer geworden. Das Prunkfoyer des Wiesbadener Theaters, die Faschingsimprovisation eines gutgelaunten Stuckateurs, verträgt überhaupt keine ernsthafte Kritik.

Aber die Stadt hatte eine Riesensumme dafür ausgesetzt — und die Mitglieder der in städtischen Diensten stehenden Kurkapelle quälen sich recht kümmerlich durchs Dasein. Ist das eine gesunde Kunstpolitik?

Discite moniti! An manch' eine städtische Vertretung wird während der nächsten Jahre das Ansinnen gerichtet werden, erhebliche Kapitalien „für Kunstzwecke" zu bewilligen. Möge man in jedem Falle sorgsam prüfen, was von derartigen Forderungen und Plänen sich ins unentbehrlich Zweckmässige, harmonisch Prunklose oder gar schlicht Monumentale übersetzen lässt — und den Betrag für alles, was irgend entbehrlich wäre, was nur der lieben Eitelkeit ein Fest zu bereiten hätte, den auf gemeindliche Fürsorge direkt durch kontraktliche Vereinbarung, oder indirekt angewiesenen Orchestermitgliedern zugute schreiben! Den deutschen Städten durfte bisher Niemand den Ruhm streitig machen, kraftvolle, verlässliche Stützen des grossen Werkes der Sozialreform zu sein; hoffentlich werden sie zu allen auf diesem Felde bereits erworbenen Ruhmestiteln sich auch den erringen, im Waltenlassen ausgleichender Gerechtigkeit sich dem Orchestermusiker derart hilfreich zu erweisen, dass er wieder mit frohem Herzen der Kunst dienen kann.

Schnell geholfen ist doppelt geholfen. Man entschuldige sich nicht damit, dass „augenblicklich kein Geld in der Kasse sei." Es werden ja kommunale Anleihen aufgenommen, nicht nur, um Krankenhäuser zu bauen und Kanalisationsanlagen fertig zu stellen, sondern auch um die Stadt zu verschönern. So verdienstlich es nun ist, einen kahlen Platz mit einem Brunnen zu schmücken oder einen öffentlichen Garten mit Edel-

pflanzen zu besetzen: die näherliegende Aufgabe wäre doch wohl die, das, was von Kunst bereits vorhanden ist, zu erhalten. Unter diese Rubrik gehört auch die materielle Sicherung und damit die ideelle Hebung eines tüchtigen Orchesterverbandes. Vom volkserzieherischen Standpunkt aus werden umsichtige Stadtväter des ferneren erwägen, dass man die schlimmen, encanaillierenden Einflüsse der bei der zweideutigen Haltung der Staatspolizeibehörden nicht so leicht zu unterdrückenden Tingeltangelmusik schwerlich durch ein heilsameres Gegengift bekämpfen kann als durch eine liebevolle Pflege guter Tonkunst. Bach und Beethoven machen ja so wenig moralisch als Dürer oder Goethe; doch sie verleiden das Behagen an abschmeckender Frivolität und an der Sphäre, in der sie gedeiht. Auch zum Kriegführen gegen den wahren „inneren Feind", gegen die Alles zersetzende Gemeinheit, gehört Geld, Geld und abermals Geld. Sind aber beim besten Willen die Mittel zur definitiven Ausgestaltung eines lediglich auskömmliche Stellungen verbürgenden Besoldungsplanes für ein hinlänglich zahlreiches Orchester nicht gleich bereit zu stellen, so schaffe man vorerst ein annehmbares Provisorium nicht durch Auszahlung einer einmaligen Gratifikation, die stets nach einer Trinkgeldabfindung schmeckt, sondern durch Gewährung angemessener Monatszulagen. Wobei sich's jedoch empfehlen möchte, die bindende Erklärung abzugeben, dass ein derartiges Provisorium ehenächstens von einer dauernd gültigen Vereinbarung abgelöst werden würde. Denn es ist hoch an der Zeit, die Energie der Musiker neu zu beleben.

Es wurde oben die Erwartung ausgesprochen, dass

etliche vortreffliche Orchester, die sich vorläufig auf eigene Gefahr durchschlagen, bezüglich von Unternehmern oder einer Gesellschaft von Kunstfreunden unterhalten werden, bald in den sicheren Hafen der städtischen Verwaltung einlaufen dürften. Bis dies geschehen, liessen sich die Musiker auch hier durch geeignete Massregeln provisorisch besser stellen. Vor Allem durch die Abschaffung der kostspieligen, ihnen meist von den Agenturen aufgenötigten Solisten bei den grossen symphonischen Konzerten, unter Aufteilung der recht beträchtlichen, für diesen überflüssigen Aufputz ausgegebenen Summen an die Instrumentalisten. Die Solisten bedeuten ungefähr das Gleiche für jene Musikaufführungen, was die „historisch treue Ausstattung", die mit dreister Entstellung der Absichten Shakespeares und Schillers in deren Dramen hineingequälten Zirkusaufzüge und die ganze Bilderbogen-Herrlichkeit im Wiesbadener Geschmack für das Theater sind. Grober Unfug. Zuerst schmeichelt man dem Publikum, das gar nicht danach begehrte, die Kinkerlitzchen ein, und, wenn man es daran gewöhnt hat, behauptet man: die Leute verlangten dergleichen! Das ist nur elende Sophistik der Musikagenturen, die ihre Kunden unterbringen wollen, denen sie für den Winter ein fünfzig- oder neunundneunzigmaliges Auftreten garantieren. Wie meine Freunde und ich oft genug dargelegt haben, verhält sich's in Wahrheit so, dass erstens das vermaledeite Klavierpauken, das Spieluhrgetändel um das dreigestrichene c herum, die picksüssen oder gallbitteren Liedchen am Flügel und die unfreiwillige Nachahmung von allerhand Tierstimmen auf dem Cello oder der Violine nicht zwischen symphonische Werke hinein-

passen. Und dass zweitens Dirigenten wie Weingartner, Muck, Nikisch, Steinbach, doch wahrlich Mannes genug sind, um im Zusammenwirken mit Richard Strauss, Brahms oder Bruckner, Haydn oder Mozart „den Saal bis auf den letzten Platz zu füllen.“ Meistern wie d'Albert und Lamond hören wir ohnedies in einem für Kammermusik-Vorträge bestimmten Saal lieber zu, mit der stillseligen Andacht, die nur kleinere Gemeinden vereint. Ob die Kubelik und Rosenthal, wenn wir sie von dort vertrieben haben, wo wir uns mit Musik befassen, hinterher in der Maschinenhalle der nächsten Weltausstellung, in chambres séparées oder in Variétés konzertieren, das kann uns gleichgültig sein.

Den Orchestermusikern aber, die etwas auf Selbsthilfe halten, sei nachdrücklich anempfohlen, auch ihrerseits alles Erdenkliche aufzubieten, um die Solisten aus den symphonischen Konzerten endgültig zu entfernen. Indem sie hiermit der Kunst ein Liebes antun, werden sie sich zugleich einen sehr erheblichen materiellen Vorteil zuwenden. —

Je eifriger die städtischen Behörden sich in der Sorge für das Wohl der Orchestermusiker zeigen, um so näher wird es begüterten Bürgern gelegt, durch Akte der Grossherzigkeit auch auf diesem Felde das Werk des sozialen Ausgleichs zu fördern. Beschämend wenig ist hier noch seitens derer geschehen, auf die das Wort gemünzt ist: Reichtum verpflichtet! Die zugunsten des Mainzer Orchesters errichtete Schott-Braunrasch-Stiftung, das Vermächtnis, das dem Pensionsfonds der Leipziger Körperschaft durch die letztwillige Verfügung des Rentners Klügel zufiel, die hochherzige Schenkung, die Pauline und Max von Erdmannsdörfer

der Witwen- und Waisenkasse der Münchner Hofmusiker machten: das sind die gesamten namhafteren Spenden, von denen bisher in Deutschland zu berichten war.*) In England, Amerika, sogar im hinlänglich selbstsüchtigen Frankreich ist der wohlhabende, werktätige Kunstfreund fast schon eine typische Erscheinung geworden; bei uns betrachtet ihn die rüde, stumpfe Menge der Philister und Banausen als wunderliches Ausnahmewesen halb mit Scheu, halb mit Misstrauen. Erst neuerdings können die Museumsvorstände auch auf die Mithilfe bürgerlicher Mäcene rechnen, Maler und Bildhauer in ihren Ateliers auch landsgenössische Käufer erwarten. Kommt doch die Eitelkeit auf ihre Kosten, wenn der Besucher einer Privatgalerie schon von weitem die Manier eines bekannten Porträtisten erkennt, wenn in öffentlichen Sammlungen unter dem gespendeten Stück auf einem Täfelchen der Name des Gebers in Goldbuchstaben verzeichnet ist. Aber wie brächte man's mit Anstand fertig, die Guttaten, die man Musikern erwiese, auf seine Visitenkarte drucken zu lassen? Wäre ich ein Fürst, ich verliehe jedem den Orden der hl. Cäcilia, der zu gemeinnützigen Zwecken im Bereich der Tonkunst ein hübsches Sümmchen beisteuerte. Aber welcher Millionär begnügt sich mit dem „Vergelt's der Himmel" eines armen Schriftstellers? Ich

---

*) Durch verschiedene Zeitungen ging unlängst die Nachricht, dass ein polnischer Edelmann der Warschauer „Philharmonie" die Summe von 1 300 000 Rubel testamentarisch vermacht habe. Als Deutscher muss man diese Meldung mit einem Gefühl der Beschämung verzeichnen.

kenne jemand, der geraume Zeit von Pontius zu Pilatus vergebens herumlief, um für einen hochbegabten, von Urteilsfähigen mit allem Recht als genial gerühmten Komponisten auf etliche Jahre ein Ehrengehalt von einigen Tausend Mark zusammenzubringen, damit er sich nicht im Frondienst einer Komödiantenschmiere zuschanden zu arbeiten nötig habe. Ist das nicht eine Schmach?

Über derartige Jämmerlichkeiten werden wir hinauskommen, sobald bei uns erst wieder der rechte Bürgerstolz rege ist, sobald sich die Charaktere mehren, die unbekümmert um die aus den Wolken herunterfallenden Belohnungen und um das Beifallsgekreisch der Massen freudig, erhobenen Hauptes ein Opfer bringen. Der jetzt in der Bildung begriffenen neuen Kultur der Stadt des zwanzigsten Jahrhunderts wird eine auch zu Taten drängende ideale Gesinnung entspriessen. Nicht als ob die kleinen menschlichen Schwächen je aussterben könnten. Doch wie in der Blütezeit der italienischen Renaissance und der deutschen Hansa werden hochsinnige Männer bald wieder im Wetteifer Gutes und Heilvolles stiften.

Diesen „Mäcenen der Zukunft" seien auch insbesondere die Wohlfahrtseinrichtungen des Deutschen Musiker-Verbandes ans Herz gelegt: seine „Pensionskasse für Musiker" und seine „Unterstützungskasse für Musiker-Witwen und -Waisen." Ebenso die „Spar-" und die „Darlehnskasse", deren Begründung ich oben empfahl. Vielleicht findet sich unter den mit Glücksgütern gesegneten Musikfreunden einer und der andere, der ein gutes Beispiel gibt. Es ist ja das Tröstliche

an der menschlichen Natur, dass nicht allein das Schlimme zur Nachahmung reizt.*)

*) Der tatkräftige und ideenreiche Präsident des Verbandes, Herr Ernst Vogel (Berlin, Chaussee-Strasse 123) steht allen, die ein schönes Werk tun wollen, mit erschöpfender Auskunft über besagte Kassen gern zu Diensten.

XI.

Auch auf indirektem Wege vermag man für die Orchestermusiker viel Nutzbringendes durchzusetzen. Vornehmlich, indem man die Konkurrenzfrage einer für alle Beteiligten gedeihlichen Lösung entgegenführt.

Was ist die Hauptursache davon, dass die Konkurrenz der Militärmusik den Zivilmusikern zuerst gefährlich, dann verhängnisvoll geworden ist? Die landläufige Meinung sagt: die seitens der höheren militärischen Stellen unverhohlen kundgegebene Abneigung dagegen, den Zivilmusikern Zugeständnisse zu machen. Nach meiner Anschauung: die einseitige, rückhaltlose Bevorzugung der Militärmusik durch das grosse Publikum.

Wieder lege ich den typischen Fall fest. Ein schöner Frühsommer- oder Herbsttag in einem mitteldeutschen Ort oder auch in der Reichshauptstadt. Am Vormittag: das Oberhaupt der Familie, deutsch-freisinnig, wettert in einer Besprechung mit Gesinnungsgenossen, auf seinem Bureau, in der Stammkneipe, dieweil es sich an einer eigenhändig aufgeführten Mauer von Grundsätzen festgerannt hat, blindlings und törichterweise gegen irgendeine gerade zur Verhandlung stehende, höchst notwendige Heeres- oder Flottenverstärkung. Gegen Abend: vor die Wahl gestellt, ein von einem

recht guten Orchester von Zivilmusikern oder ein von einer mittelmässigen, aber in glänzenden Uniformen auftretenden Militärkapelle gegebenes Gartenkonzert mit Frau und Nachwuchs zu besuchen, entscheidet sich der Gestrenge für das letztere. Er klatscht nach allen Nummern aus Leibeskräften und bietet dem Dirigenten in der Pause seine beste Zigarre an, um sich mit ihm vor aller Welt in vertraulichem Gespräch zu zeigen. Die Familie fühlt sich in gehobener Stimmung. Die Frau des Mittelstandes schätzt die Musik nach dem Süssigkeitsgrad der Cornet-à-piston-Sentimentalität ein — etwa wie sie den Wert der Zeitung nach dem Tränengehalt des Romanes unter dem Strich anschlägt.

Diese sich über das Warum ihres Bestehens völlig unklare, aber nun einmal tief eingewurzelte Vorliebe breiter, in vieler Beziehung ausschlaggebender Schichten für die Militärmusik beweist zweierlei: einmal, dass die in den Zeiten der geistigen Weltherrschaft des Franzosentums auch bei uns eingedrungene Art, den blendenden Schein für das Wesen zu nehmen, leider noch nicht ausgerottet ist. Sodann: dass ungeachtet, oder wenn man so will, gerade wegen der allgemeinen Überflutung der deutschen Gefilde mit allen erdenklichen musikalischen Veranstaltungen der Durchschnittsgeschmack des Volkes sich in keiner Weise gehoben hat. Hätten die riesenweiten Kreise, die wir als die eigentlichen Brotgeber der Militärmusik in ihrer heutigen Verfassung zu betrachten haben, die Empfindung dafür, wie unzureichend, wie minderwertig — wenige Ausnahmen abgerechnet — die bei Konzerten der öffentlichen Beurteilung unterstellten Gesamtleistungen der Militärkapellen sind, dann würden sie ihre Gunst längst

den Zivilmusikern zugewendet haben, unbeschadet der schmucklosen Inszenierung ihrer Darbietungen. Auch der Philister blamiert sich ungern. Nicht, dass er etwa viel klarer sähe, sobald man ihm nach den Regeln der Kunst bewiesen hat, dass er sich blamierte. Doch es gibt seiner Eitelkeit einen Stoss, wenn er von Sachverständigen hören muss, er sei sich in seinem dunklen Drange des rechten Weges nicht bewusst gewesen. An wem hätte es nun gelegen, ihm zu sagen, dass der bevorzugte Gegenstand seiner Neigung ein Phantasiegebilde sei? An der Presse. Und warum hat die Presse ihre Schuldigkeit nicht getan? Weil auch über ihr, wie über so manchen Institutionen unseres als fortschrittsfroh und modern beweglich gerühmten Lebens in feierlich rhythmischen Schwingungen der Gewohnheitszopf pendelt. Sempronius obliegt es, die Opernvorstellungen zu besprechen. Cajus hat sich mit den Aufführungen von Oratorien, Symphonieen, Streichquartetten, mit Gesangs- und Klavierabenden zu befassen. Die Berichterstattung über Militärkonzerte, wie auch die über die Veranstaltungen kleinerer Vereine ist dem „Redakteur für den lokalen Teil“ und seinen Reportern zugewiesen. Ich brauche wohl nicht zu befürchten, missverstanden zu werden. Kein Verständiger wird anregen, dass die bei der ungesunden Häufung von Opernvorstellungen und Solistenkonzerten ohnedies überlasteten Fachreferenten sich noch dauernd mit den Produktionen der Militärkapellen zu schaffen machen. Doch es hätte wohl schon längst einem Zeitungsbeherrscher der Gedanke aufdämmern können, ob nicht einmal ein Sachkundiger sich davon überzeugen und darüber nach Pflicht und Gewissen berichten müsse, welcher Art denn die Hunderttausen-

den in Militärkonzerten täglich vorgesetzte musikalische Nahrung sei. Ob nicht auch hier wichtige Fragen der Volkserziehung auf dem Tapet stünden. Ob denn das, was sich in den als „vornehm“ bezeichneten Konzertsälen abspiele, und das, was in den unzähligen Unterhaltungslokalen vor sich ginge, wirklich wie durch eine chinesische Mauer von einander geschieden sei. Und mehr dergleichen. Während einer langen Praxis hab' ich eine Unzahl Besprechungen von Militärkonzerten in Zeitungen jeder politischen Parteirichtung, in Residenz-, in Provinzorganen, in kleinen Kreisblättchen gelesen; fast nie fand ich etwas anderes als eitel Lob, scheffelweise ausgeschüttet. Mit anderen Worten: keineswegs in anfechtbarer, auf Entstellung der Wahrheit gerichteter Absicht, sondern schlechtweg in absoluter Unkenntnis alles im Gebiet der musikalischen Theorie, Technik und Ästhetik Wichtigen ist hier die öffentliche Meinung jahrzehntelang von Unberufenen irregeführt worden. Das grosse Publikum, dem wiederum die Fähigkeit mangelte, jene Berichte auf ihre sachliche Richtigkeit hin nachzuprüfen, wurde somit in seiner unbegrenzten Vorliebe für Militärkonzerte von Tag zu Tag mehr bestärkt.

Der erste und vielleicht der wichtigste Schritt zur Klärung der Lage wäre also der: dass die Herren Fachreferenten der Zeitungen, unter entsprechender Entschädigung für eine solche ausserordentliche Mühwaltung, von den Chefredaktionen verpflichtet würden, für kurze Zeit die Konzerte der Militärkapellen zu besuchen, und über das, was diese Kapellen heute in Wahrheit darstellen und leisten, in einigen zusammen-

hängenden Aufsätzen dem Publikum reinen Wein einzuschenken.

Ohne meinen werten Herren Kollegen irgendwie vorgreifen zu wollen, möcht' ich hier nur etliche der Themen anführen, die voraussichtlich zur eingehenden Erörterung gelangen dürften. Die jedem musikalischen Feinempfinden hohnsprechende Verkoppelung zweier Gewalthaufen von Blech- und Holzbläsern. Die roh materielle Ausnutzung der schweren tiefen, der schrillen hohen Instrumente sowie des Schlagzeugs. Der mit arger Pietätlosigkeit verschwisterte Wahnsinn, Tonsätze klassischer Meister, deren Seele die Streicher sind, in Arrangements für Militärmusik spielen zu lassen. (Ouvertüre zur „Zauberflöte", Symphoniesätze von Beethoven.) Fafner contra Wagner: die Erwürgung der Instrumentation des „Lohengrin" und des „Parsifal". Des Königs Rock und der Operettencancan. Die Programme unserer Gartenkonzerte oder: Militär und Volksbildung. Die Pflege des Volksliedes und das Bänkelsangs-Potpourri. Frohsinn und Stumpfsinn in der Musik. Vom straffen und elastischen Rhythmus, und vom Hackmesser. Sommerbläser und Wintergeiger, oder: der Dilettantismus in der Militärmusik. Mars und Apollo, oder: Musen und Militärtrommeln.

Unzähligen Militärkonzerten hab' ich beigewohnt. So weit ich jedoch zurückzudenken vermag, war mir dabei nur ein einzigesmal ein reiner und runder künstlerischer Genuss beschieden: als ich von der Kapelle des Wiener Deutschmeister-Regimentes Strausssche Walzer vortragen hörte. Zwar fehlten mir auch hier die Geigen, die Johann Strauss Vater und Sohn gar köstlich zu führen verstanden. Dafür wurde das Melos in all' seinen

zarten Beugungen mit solch instinktiver Treffsicherheit aus der Form herausgeschält, wie das eben nur Österreicher als die begabtesten Naturmusiker fertig bringen. Meine sämtlichen übrigen Erfahrungen auf diesem Felde waren eine lange Kette von Verdriesslichkeiten und Ärgernissen. Dann und wann sah ich befähigte, dazu auch ersichtlich gut ausgebildete Dirigenten am Werk; aber auch diese scheiterten, wenn sie ein irgendwie wertvolles Tonstück der älteren oder neueren Literatur wiederzugeben suchten, an dem nun einmal nicht zu begleichenden Widerspruche, der sich naturgemäss zwischen dem Charakter der mit einer und für eine bestimmte Instrumentation geborenen Komposition und den ihr hinterher aufgenötigten, gänzlich andersartigen, über Holz und Blech nicht hinausreichenden Darstellungsmitteln ergab. Der Militärkapellmeister muss also gute Musik verhunzen, ob er will oder nicht. Bleiben für die Aufführungen mit Bläsern die schönen alten Märsche, deren Typ sich für musikalische Ohren mit der Vielfarbigkeit des modernen Militärblechs auch nicht recht verträgt, und die gutartigen Tanzstücke: beide Kategorieen nehmen in den Programmen der Herren nur einen verhältnismässig geringen Raum ein. Bleiben ferner die überlangen witzlosen Potpourris, die schauderhaften sentimentalen Reisser, die widerwärtig trivialen Kuplets und noch Schlimmeres. Und um wiederum für Konzerte, die in geschlossenen Räumlichkeiten stattfinden, mit Streichern nach Gebühr stramm zu studieren, dazu fehlt es dem Militärkapellmeister an Zeit. Er kann also auch hier selbst bei redlichstem Willen nur Halbes, Verschwommenes herausstellen, das demgemäss dem Zuhörer unklare Bilder gibt und ihn verwirrt, anstatt ihn

zu erbauen. Die wenigen Ausnahmen bestätigen die Regel.

Das Gesamtergebnis: die Konzerte der Militärmusik in der heutigen Zusammensetzung der Kapellen sind der Entfaltung des Musiksinnes in breiten Volksschichten direkt verderblich, und üben, bei den geräuschvollen Massenwirkungen, auf die sie angewiesen sind, und bei der grossen Zahl der bevorzugten, in ästhetischer und ethischer Hinsicht anfechtbaren Programmnummern, auch auf die Gemütsbildung weiter Kreise einen ungünstigen Einfluss aus.

Ob die Militärmusik, wie sie sich gegenwärtig darstellt, als Heermusik noch ihrer Bestimmung gerecht wird, darüber steht mir kein Urteil zu. Ich muss da auf den ausgezeichneten Aufsatz verweisen, den Herr Generalmajor von Schmidt in den „Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine“ veröffentlicht hat. (Märzheft 1904.) Es heisst da: „Mehr und mehr werden die Konzertaufführungen zur Hauptaufgabe der Militärmusik, während der Dienst als lästige und unbequeme Fessel empfunden wird.“ Und an anderer Stelle: „Die Militärmusik ist in erster Linie für unsere Leute da, in zweiter Linie für die Offiziere, und dann, wenn noch Zeit übrig bleibt, für die Konzertaufführungen. In Wirklichkeit aber findet das umgekehrte Verhältnis statt.“ Sehr streng urteilt der Verfasser daneben über die ausserdienstliche Tätigkeit der Militärkapellen. Er schreibt: „Nicht einmal in den „populären“ Konzerten erfüllt die Regimentsmusik die Aufgabe, das Volk musikalisch zu erziehen.“

Den überzeugenden Worten des Herrn v. Schmidt möchte ich noch die mir freundlichst übermittelte Mei-

nungsäusserung eines anderen höheren Offiziers folgen lassen, der als ebenso schneidiger Soldat wie als warmer und verständnisvoller Musikfreund bekannt ist. Er schreibt: „Der heutige Militärmusiker dünkt mir eine lendenlahme Amphibie, deren rechtes Element weder der Dienst noch die Kunst ist. Der Dienst verlangt von jedem, der die Uniform trägt, die volle, ungeteilte Hingabe an die militärischen Pflichten, das bedingungslose Aufgehen im Waffenberuf. Aber auch die ausübende Kunst kann nicht mit dem halben Krafteinsatz des Mannes vorlieb nehmen. Sonst bleibt sie Flickwerk und Spiegelfechterei."

Ziehe ich aus diesen autoritativen Sätzen und aus meinen obigen Darlegungen das Gesamtergebnis, so muss ich sagen: eine für die Zivilmusiker gedeihliche Lösung der Konkurrenzfrage erblicke ich allein in einem durch motivierte Gutachten der berufenen Fachkritik vorzubereitenden Umschwung der öffentlichen Meinung betreffs der Einschätzung der Leistungen der Militärkapellen — und in einer im Interesse des Dienstes vorzunehmenden gründlichen Reform der Militärmusik, die natürlich nur von militärischen Stellen gefordert und durchgesetzt werden kann, und in ihrer Durchführung Internum der Armee ist.*) Die Unterhandlungen über gemeinsame

*) Herr v. Schmidt macht folgende Vorschläge: „. . . Alle Holzinstrumente müssen verschwinden, und an die Stelle der Regimentsmusiken müssen Bataillons-Hornmusiken treten, die lediglich aus Staatsmitteln unterhalten werden, ohne übrigens den Militäretat höher zu belasten . . . Jedenfalls ist die Musik unzertrennlich von der Truppe, begleitet sie ausnahmslos auf allen Märschen und Übungen . . . Ganz ausgeschlossen sind Konzertreisen . . . In erster Linie werden Märsche und Volkslieder eingeübt und gespielt;

Tarifsätze halt' ich für unfruchtbar, das Bombardement der Kriegsministerien mit Beschwerden für eine zwecklose Demonstration, und die Veröffentlichung von Broschüren und Artikeln, in denen der Ton der Verbitterung vorschlägt sowie die Abhaltung von Protestversammlungen, in denen nicht der ernst und objektiv wägende Fachmann, sondern der unbesonnene Agitator das grosse Wort führt, mindestens für unpolitisch.

---

sodann einfache volkstümliche Weisen unserer grossen deutschen Meister. Auch frische, fröhliche Tanzmusik mag zu ihrem Rechte kommen, ohne allzusehr zu überwuchern". Ein hochgestellter süddeutscher Militär, der über den Schmidtschen Aufsatz sich mit mir aussprach, kam zu diesem Schlusse: „Im Prinzip stimme ich dem Autor durchaus bei! Nur möcht' ich befürworten, dass in den Residenzen der Bundesfürsten mit Rücksicht auf repräsentative Zwecke je eine reicher ausgestattete Regimentsmusik verbliebe — aus der allerdings manche der gegenwärtig im Gebrauch befindlichen Instrumente auszumerzen wären. Dazu müssten die Kapellmeister, sofern sie die Erlaubnis zum Konzertieren erhielten, dazu verpflichtet werden, die Programme vorher einer aus Offizieren und angesehenen Musikern zusammenzusetzenden Kommission einzureichen".

XII.

Wie ist schliesslich dem unlauteren Wettbewerb der Lehrlingskapellen zu steuern? Und wie erwirken wir für die hier in Frage kommenden Arbeitskreise endlich Zustände, die eines Kulturstaates würdig sind?

Man sollte es nicht glauben, dass eine nicht geringe Anzahl Menschen hilflos von einem Tribunal zum anderen in einem Staate irrt, in dem jeder zollbreit Boden mit Verordnungen und Verboten gespickt ist, in dem man vor Gesetzen kaum mehr noch das Recht sieht. So ergeht es heute den unteren Schichten des Musikerstandes. Die „Gewerbeordnung für das Deutsche Reich" befasst sich mit Personen, bei deren öffentlichen Darbietungen, wie sie sagt, kein „höheres Interesse der Kunst oder Wissenschaft obwaltet". Musiker, die jede, wenn auch unsichere Erwerbsgelegenheit wahrnehmen müssen, finden sich jeweilig in Lohnstreitigkeiten verwickelt. Sie wenden sich an die Gewerbegerichte. Gelegentlich erklären sich diese als zuständig. In der Regel aber erteilen sie einen abweisenden Bescheid: denn die Tätigkeit eines Musikers diene höheren Interessen der Kunst — selbst wenn er in Wirklichkeit nur zum Tanz aufspielt. Da er die Kosten für

ein Verfahren bei den ordentlichen Gerichten nicht erschwingen kann, muss er auf die Geltendmachung seines Rechtes verzichten. Damit nicht genug: an einem Orte kann er bei der Kranken- und Invaliden-Versicherung einmal mit unterschlüpfen, an einem anderen wird es ihm verwehrt. Vollends sind die den Launen des Zufalls preisgegeben, die sich bei einem der vielen kleinen Stadtmusikdirektoren oder bei anderen Bandenleitern als Gehilfen oder Lehrlinge verdungen haben. Denn bald wird ein Prinzipal dafür bestraft, weil er für einen Gehilfen kein Arbeitsbuch führte. Bald geht er frei aus und vermag mit seinen Untergebenen nach Gutdünken zu schalten, da es ihm gelungen ist, einem Bureaubeherrscher, dem mit seinem Amt zwar ausnahmslos der Verstand, doch begreiflicherweise nicht immer der feinere Musiksinn gegeben wird, einen „Kunstschein" abzulisten. Hat er dieses magische Papier in Händen, so entbindet es ihn aller Verpflichtungen, denen er sonst zufolge den Vorschriften der Gewerbeordnung den seiner Obhut Anvertrauten gegenüber nachzukommen hätte. Er nimmt unverhältnismässig mehr junge Leute in sein Haus auf, als er auszubilden fähig ist. Er zwingt sie zur Nachtarbeit, unbeschadet der Altersstufe. Er weigert sich, sie in die Fortbildungsschule zu schicken. Seine Pflegebefohlenen seien Schüler, keine Lehrlinge; keinem Gewerbebetriebe stünde er vor, sondern einem Kunstinstitute. Eitel Windmacherei: bis herab zum Dreikäsehoch wirken die zumeist noch Unmündigen bei allen Veranstaltungen mit, für die der Direktor die Dienste seiner Kapelle im ganzen oder abteilungsweise vermietet. Als Angestellte, deren Kräfte bis zur Vernichtung ihrer künst-

lerischen Anlagen, bis zu frühzeitiger Untergrabung ihrer Gesundheit brutal ausgenutzt werden, bereichern sie seine Kasse. Aber sie entbehren des notwendigen Schutzes, der in hunderterlei anderen Betrieben den Lehrlingen von Staatswegen gewährt wird.

Das sind unhaltbare Zustände. Wir brauchen ergänzende Bestimmungen zur Gewerbeordnung und zum Gesetz betreffend die Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben; wir brauchen Verfügungen der massgebenden Reichs-, Landes- und Stadtbehörden, durch die mit Androhung hoher Gefängnisstrafen und Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte in Übertretungsfällen die Zahl der von einem Prinzipal zu haltenden Lehrlinge festgestellt, durch die insgleichen über den Gang und die Dauer der berufsmässigen Ausbildung, über Wohn- und Kostverhältnisse im Hause des Lehrherrn, über den obligatorischen Besuch von Fortbildungsschulen, endlich über die Bedingungen, unter denen eine Verwendung von Minderjährigen zu musikgewerblichen Zwecken bei starken Einschränkungen der heutigen schlimmen Gepflogenheiten statthaft sein mag, genaue Vorschriften gegeben werden. Vor Allem aber haben wir Handhaben nötig, die es ermöglichen, auch auf diesem Felde mit Unternehmern jeder Art kurzen Prozess zu machen, welche „die zu dem beabsichtigten Gewerbebetrieb erforderliche Zuverlässigkeit insbesondere in sittlicher, artistischer und finanzieller Hinsicht nicht besitzen".*) Wer soll nun aber in Zukunft darüber ent-

*) Vergleiche zu dieser Materie die §§ 1, 6, 32, 33a, 33b, 55, 128 der Gewerbeordnung. — Laut Motiven zum Gesetz betr. Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben hat sich „für eine Regelung der Beschäftigung von Kindern bei öffentlichen Musik-

scheiden, ob bei Produktionen, wie sie ein Musikdirektor in der Öffentlichkeit biete, bezüglich bieten könne, „ein höheres Interesse der Kunst obwalte" oder nicht? Ich schlage vor, Musikämter zu schaffen, deren Kompetenz die einschlägigen Verhältnisse in einer grösseren Stadt und den zu ihr gehörenden Vororten, oder in einem kleineren Gemeinwesen und einem ihm anzugliedernden Landbezirk von mässiger, kurze Kontrollreisen gestattender Ausdehnung in sich zu begreifen hätte. Diese Musikämter könnten etwa bestehen: aus drei ortsansässigen Tonkünstlern von Ruf und Namen, die einer an sie seitens der Unterrichtsministerien ergehenden Berufung Folge zu leisten gesonnen wären; aus zwei von dem betreffenden Lokalverein des Allgemeinen Deutschen Musiker-Verbandes zu wählenden Inspektoren — und schliesslich aus einem Magistratsassessor oder rechtskundigen Stadtrat, der dem Musikamt den juristischen Rückhalt gewähren und auch befugt sein würde, in Lohn- und Engagements-Streitigkeiten als „Schiedsmann" vorerst gütliche Vergleiche vorzuschlagen. Für die Fälle, in denen seine Bemühungen vergeblich blieben, müsste dann das Amt in Vollsitzungen zusammentreten und sozusagen als eine Art Schöffengericht für die Erledigung der angedeuteten Rechtsgeschäfte unter Musikern und Unternehmern musikalischer Veranstaltungen seine Entscheidungen abgeben. Ebenso hätte das Musikamt darüber zu befinden, ob bei den gesamten, bezüglich bei einem Teil der öffentlichen Darbietungen eines Musikdirektors oder

aufführungen ein Bedürfnis nicht herausgestellt". — Das ist grundfalsch.

Prinzipals und seiner Angestellten ein „höheres Interesse der Kunst obwalte“ — also ob und inwieweit er schlechthin ein Gewerbe ausübe und im Sinne der Gewerbeordnung und der noch zu schaffenden, den Musikerstand berücksichtigenden Zusatzbestimmungen die gesetzlich geforderten Vorkehrungen zu treffen habe. Sache der beiden Inspektoren wäre es, in einem festzustellenden Turnus den ihnen zugewiesenen Bezirk zu bereisen, die Stadt- und Lehrlingskapellen in Rücksicht auf Unterricht, öffentliche und private Beschäftigung, Wohnungs- und Beköstigungsverhältnisse und alle Einzelheiten der „freien Station“ zu kontrollieren, dem Musikamt nach Umständen mündlichen oder schriftlichen Bericht zu erstatten, und ihm, beziehentlich den zuständigen Staats- und Polizeibehörden, über Missstände, Unregelmässigkeiten und gesetzwidrige Handlungen Anzeige zu machen. Die drei vom Ministerium berufenen ausübenden oder schaffenden Tonkünstler endlich träten zu einem Prüfungsrat zusammen. Ihm würde die Oberaufsicht über die lediglich Lehrzwecken dienenden Akademieen, Konservatorien und andere Schulen für Musik zuzuteilen sein, derart, dass mindestens eines seiner Mitglieder den Aufnahme- und Abgangsprüfungen der von Privaten geleiteten Musikschulen, alle drei aber den Schlussprüfungen der grossen staatlichen oder städtischen Konservatorien beizuwohnen hätten — hier wie dort mit beschliessender Stimme. Gleicherweise wäre die Erlaubnis zur Errichtung einer privaten Musikschule von einem Gutachten des Prüfungsrates abhängig zu machen, vor dem der Antragsteller den Befähigungsnachweis in künstlerischer Hinsicht zu erbringen hätte. — Alle vier bis fünf Jahre erfolgte die Neubildung eines jeden

Musikamtes. Doch könnten die gleichen Persönlichkeiten auch ein zweites und drittes Mal berufen, bezüglich gewählt werden. Alle Mitglieder des Amtes erhielten aus städtischen und staatlichen Mitteln eine in Quartalsraten zu zahlende Entschädigung.

Dies die Skizze eines Planes, den ich hiermit zur Erörterung stelle.

An eine Ausarbeitung von Unterrichts-Normen für Privat-Konservatorien durch Ministerial-Verordnungen wird zu denken sein, sobald erst Einrichtung und Lehrplan der als Vorbilder auszugestaltenden staatlichen und städtischen „Akademieen der Tonkunst“ oder musikalischen Hochschulen die notwendige gründliche Neuorganisation erfahren haben. Bis auf den heutigen Tag ist es der Kardinalfehler dieser Institute, dass sie nicht Individualitäten künstlerisch formen, aufrechte Menschen mit harmonischem Wissen heranziehen, sondern einseitige Musikanten züchten. Das schlimmste: die Lehrer und Direktoren sind keine Pädagogen; sie trichtern, je nach den hervorstechenden musikalischen Spezialanlagen der Schüler, Klavier- und Violinmechanik, Vortragsregeln, Gesetze des Kontrapunktes ein — doch sie fragen nicht nach der Eigennatur, nach dem Seelenleben und den inneren Kämpfen des Werdenden. Ginge es nach mir, so dürfte ein Unterrichtsfach in einem Konservatorium nur denen übertragen werden, die zuvor an einem Lehrerseminar einen Kurs für Pädagogik durchgemacht haben. Zum Anderen: das bis jetzt beliebte oberflächliche Herumstochern in den dem Lehrplan jener Anstalten einverleibten „Hilfsdisziplinen“ der deutschen Literaturgeschichte, der Ästhetik, der italienischen Sprache ist vom Übel. Das Konservatorium muss zu einem

musikalischen Polytechnikum ausgebaut werden, das dem, der sich auf die Laufbahn des ausübenden Musikers vorbereitet, nicht nur klare, eine richtige Einschätzung des Wertes seiner eigenen Kunst erst ermöglichende Anschauungen vom Wesen der Dichtung und der Malerei, der Plastik und der Architektur vermittelt, sondern ihm auch eine im modernen, die Absonderung einzelner Berufsstände nicht mehr duldenden Leben für Jeden unentbehrliche zuverlässige Allgemeinbildung mit auf den Weg gibt. Eine solche hat ein tüchtiges Elementarwissen zur Voraussetzung, wie man es durch Absolvierung einer guten Volksschule erlangt — ich habe Eleven einer altangesehenen „Akademie der Tonkunst" kennen gelernt, die mit der Orthographie nicht Bescheid wussten, geschweige denn einen ordentlichen Brief zu schreiben fähig waren. Niemand wäre daher zu den Aufnahmeprüfungen eines Konservatoriums zuzulassen, der nicht ein entsprechendes Schulzeugnis beibringen könnte. Der Unterrichtsplan des Konservatoriums selbst hätte künftighin auch Kunstgeschichte, allgemeine Literaturgeschichte, neuere Sprachen (nach Wahl: englisch oder französisch) und Physik zu umfassen, so zwar, dass dazu nicht wie bisher ausgediente oder unreife, sondern in der wissenschaftlichen Welt bestens angeschriebene Lehrkräfte herangezogen, dass verschiedene Klassen für Anfänger und für Fortgeschrittene errichtet, und dass den Dozenten auch Säle mit Demonstrationstischen, physikalische Instrumente und Apparate, Abbildungsmaterial, Skioptikon und anderes mehr zur Verfügung gestellt würden. Der Besuch dieser Kurse müsste für alle Musikschüler obligatorisch, die in den Oberklassen anzuwendende Methode der in den

Seminarien unserer Universitäten gebräuchlichen verwandt sein, sodass der Lehrer nicht durch ein auf den Scherbenhaufen der Vergangenheits-Pädagogik zu werfendes krampfhaftes Examinieren, sondern bei freier Rede und Gegenrede sich darüber vergewisserte, ob der Hörer das Vorgetragene als lebendigen geistigen Besitz oder nur als tote Gedächtnisbelastung in sich aufgenommen habe. Auch die Musiklektionen sind von vielem hergebrachten zopfigen Formelkram in bezug auf Unterrichtsmittel und Lehrgepflogenheiten zu reinigen, damit sie späterhin den Studierenden gute Frucht tragen. Nicht ohne Belang für die Aus- und Durchbildung der heranreifenden Instrumentalisten in den Konservatorien ist des weiteren die Frage, ob es geboten erscheint, für beide Geschlechter getrennte Kurse einzurichten, schon darum, weil damit zu rechnen ist, dass wir mit der Zeit an den Violin- und Bratschenpulten unserer Orchester mehr und mehr Mädchen und Frauen sitzen sehen werden, Ich möchte mich für eine Scheidung beim Unterricht erklären: nicht aus überständigen Sittlichkeitsgründen. sondern weil die rezeptive Logik der jungen Leute und der jungen Mädchen eine verschiedenartige ist, und weil somit der Lehrer unnütz Zeit verliert, der Schüler aber in Verwirrung gerät, sofern Jener das Gleiche jedesmal zuerst in der männlichen und dann in der weiblichen Tonart vorzubringen hat.

Eine strenge, am Eingangstor dieser Hochschulen zu haltende Wacht muss fortan dem Andrang der Talentlosen und unzureichend Begabten rücksichtslos begegnen. Und nur die dürfen an der Ausgangspforte einen Empfehlungs- und Geleitsbrief erhalten, die ihre Anlagen mit allem Eifer gefördert haben. Dann wäre auf eine

Zeit zu hoffen, in der die Unfähigen gezwungenermassen andere Berufsarten aufsuchen und das Musikerproletariat, wenn auch nicht verschwindet, so doch erheblich zusammenschmilzt. Hingegen werden die Orchestermusiker, die künftighin die reorganisierten Konservatorien mit einem wohlverdienten Reifezeugnis und gestärktem, berechtigtem Selbstvertrauen verlassen, für den Kampf ums Dasein unvergleichlich besser ausgerüstet sein als die der jetzigen Generation. Wissen ist Macht. Sie werden rascher vorwärts kommen und hinweg über die Kreise, in denen Dünkel und Geldstolz sich brüsten, anderen führenden geistigen Faktoren im Volke die Hand reichen. Doch auch allen, die gegenwärtig in schlecht besoldeten Stellungen mit Not und Widerwärtigkeiten ringen, ist es hoffentlich binnen Jahr und Tag beschieden, bei angemessen gesteigertem Einkommen das Instrument für so manche Stunde beiseite zu legen und von den Bildungsgütern der Nation ihren Teil zu nehmen. So werden allmählich fördersame, aufklärende Gedanken alle Schichten des Musikerstandes mit neuer Lebenskraft durchtränken.

Ziele, wie ich sie hier in Aussicht stelle, sind jedoch nur durch hartes, rastloses Mühen zu erreichen. Ein heisser Kampf entbrennt. Ehrenzeichen, wie sie Hochgestellte verleihen, Kränze, wie sie der Demos flicht und wirft, sind in ihm nicht zu holen. Wem es aber zur Freude und zur Genugtuung wird, sich die Grenzen freiwillig zu übernehmender Pflichten mit jedem neuen Tage weiter zu stecken, der trete unseren Orchestermusikern zur Seite! Insbesondere ergeht an alle, die über schaffende und ausübende Tonkünstler schreiben, die herzliche Aufforderung, für die gerechte Sache

mannhaft einzustehen und die öffentliche Meinung mit freiem Wort aufzuklären. Die Kritik ist ein notwendiges Übel, aber immerhin ein Übel. Die Besten von uns können nicht in die Seele des Komponisten, des Dirigenten, des Spielers blicken, und laden somit, wenn auch unwissentlich falsch urteilend und sündigend, manches Unrecht auf ihre Seele. Das ist durch gemeinnütziges Wirken noch am ehesten zu sühnen.

Von demselben Verfasser erschienen u. a.:

Studienblätter eines Musikers

geheftet M. 5.—, geb. M. 6.—

Verlag: Schuster & Loeffler, Berlin.

Der Kern der Wagnerfrage

(Museumskunst oder Bühne der Lebenden?)

Kommissionsverlag von E. F. Steinacker, Leipzig.

Musikalische Essays

geheftet M. 4.50, gebunden M. 6.20

Verlag: E. Hofmann & Co., Berlin.

 **Durch alle Buchhandlungen.** 

DIE MUSIK

Halbmonatsschrift mit Bildern und Noten

Herausgeber:

Kapellmeister Bernhard Schuster.

Paul Marsop ist einer der Hauptmitarbeiter dieses grossen Organs für die musikalische Welt. Die „Musik" publizierte bisher aus seiner Feder folgende Beiträge:

Vom Geistreichen in der Musik
I. Jahrgang, Heft 1, 7, 11.

Vom Musiksaal der Zukunft
II. Jahrgang, Heft 1, 17.
III. „ „ 4, 21.

Die Tragik des musikalischen Genius
I. Jahrgang, Heft 22.

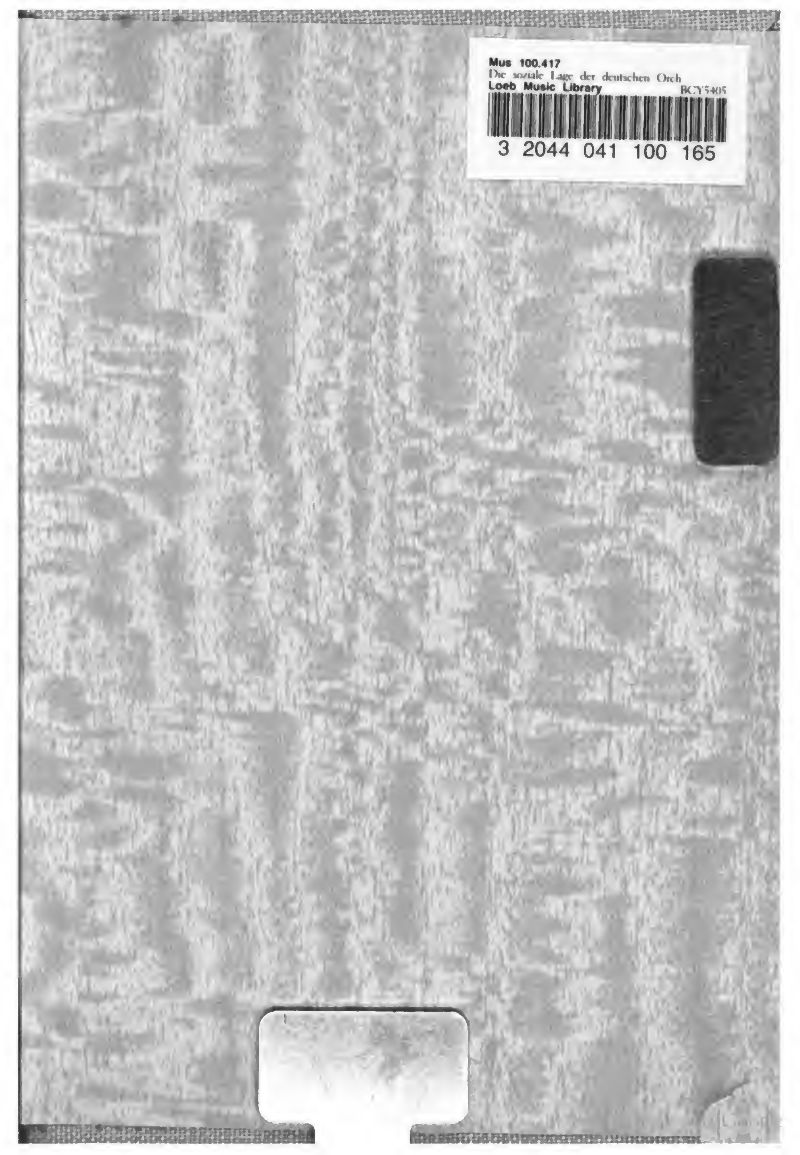
Vom allgemeinen deutschen Musikverein
III. Jahrgang, Heft 1.

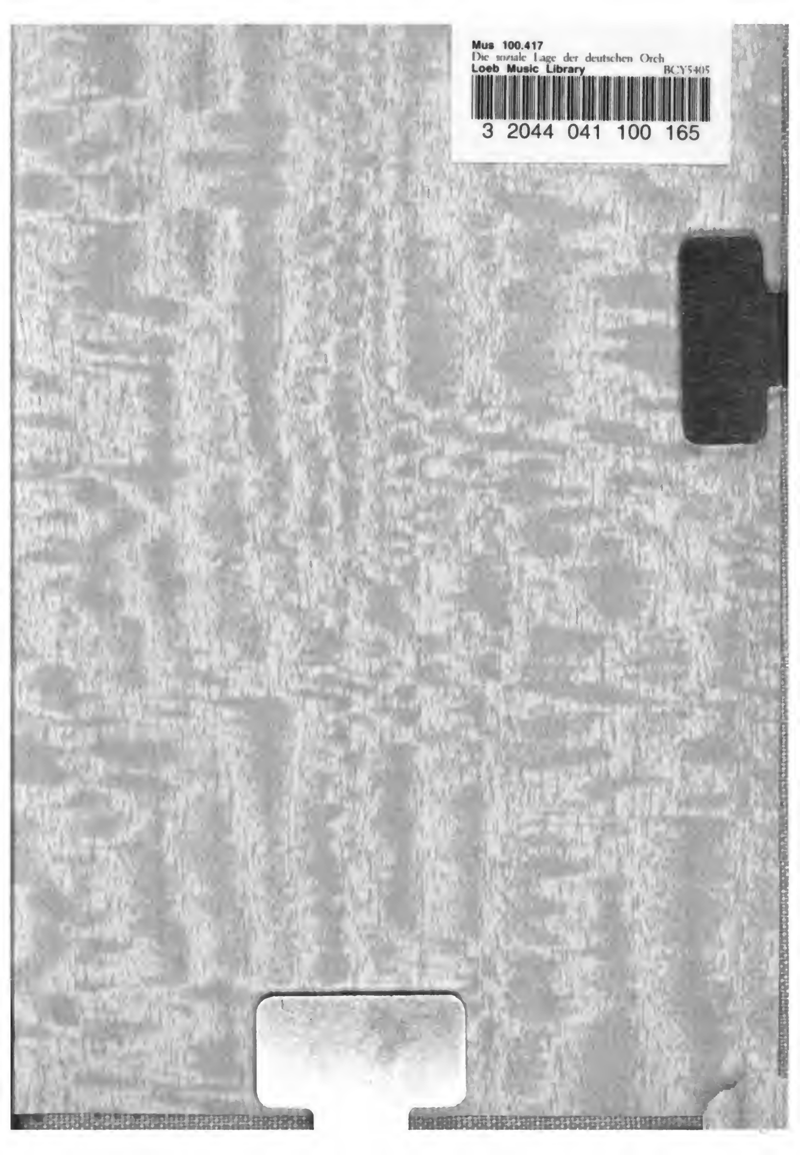
Bayreuth in Gefahr IV. Jahrgang, Heft 9.

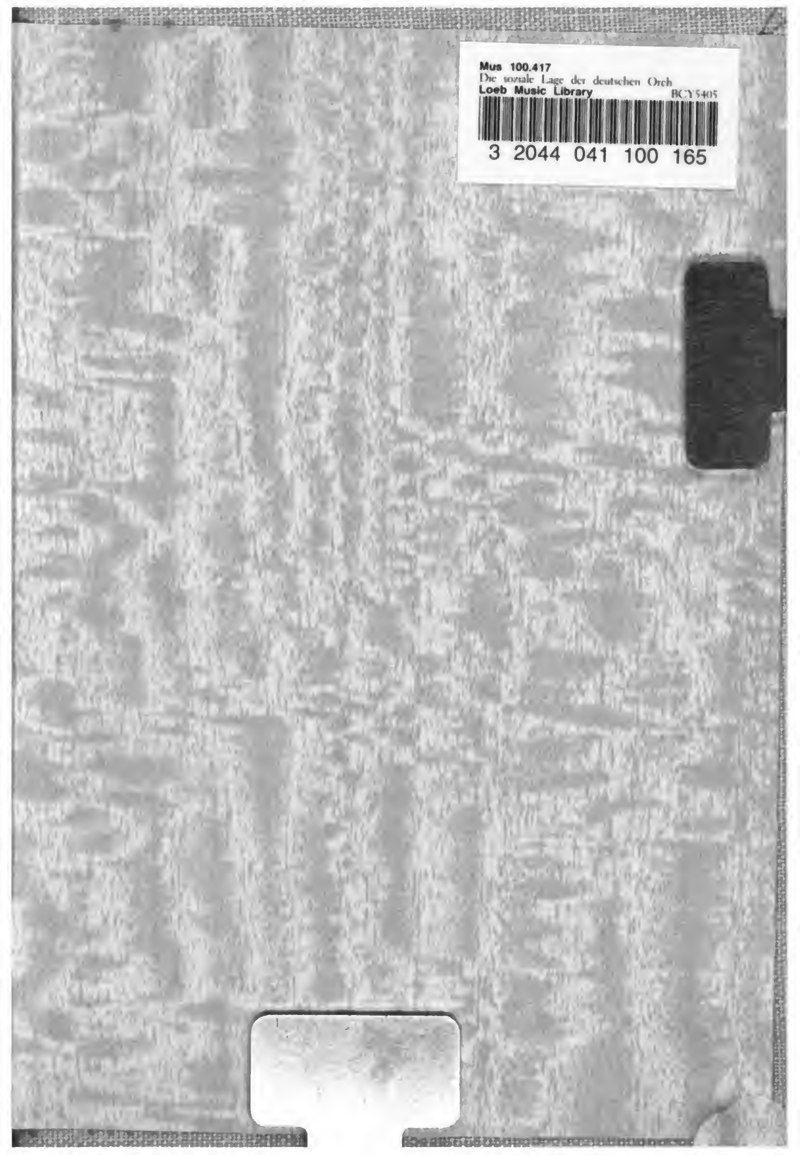
Preis des einzelnen Heftes M. 1.—
Abonnements für das Quartal M. 4.—
„ für den Jahrgang M. 15.—

Verlag Schuster & Loeffler, Berlin SW. 11.

Druck von Gottfr. Pätz, Naumburg a. S.


Mus 100.417
Die soziale Lage der deutschen Orch
Loeb Music Library BCY5405
3 2044 041 100 165




Mus 100.417
Die soziale Lage der deutschen Orch
Loeb Music Library BCY5405
3 2044 041 100 165


Mus 100.417
Die soziale Lage der deutschen Orch
Loeb Music Library BCY5405
3 2044 041 100 165

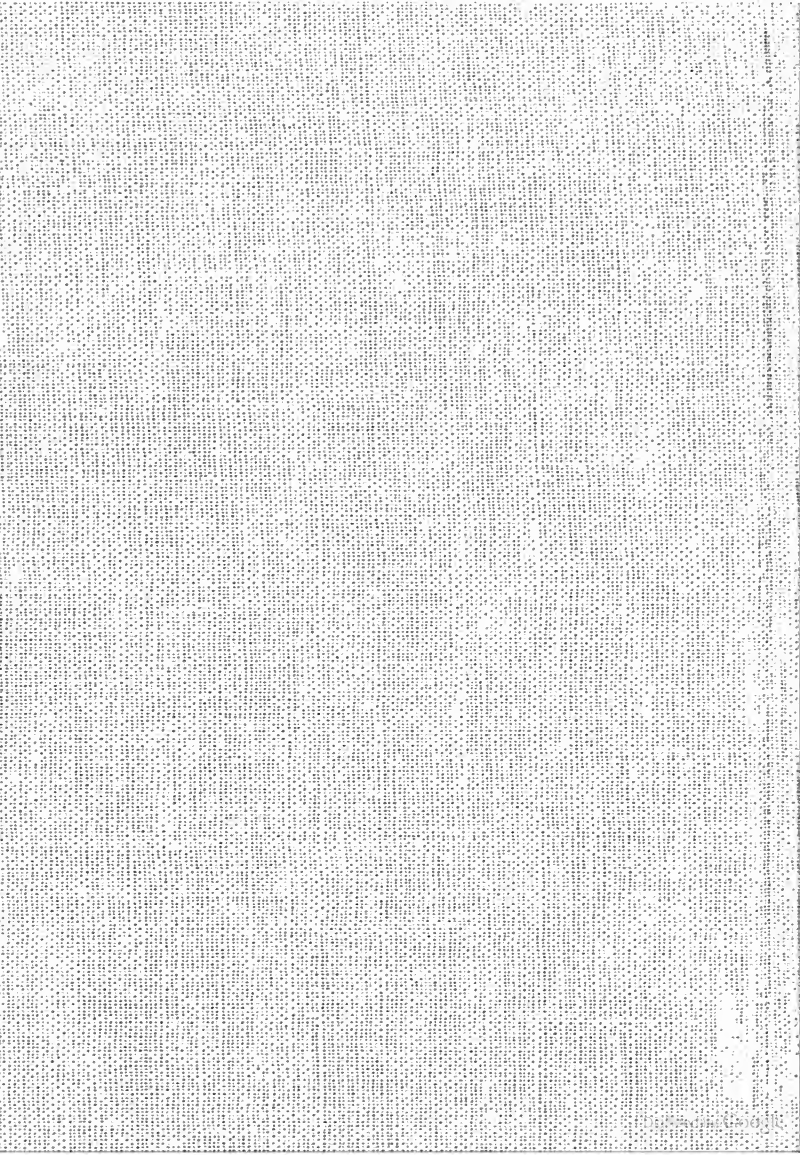


image
not
available

image
not
available

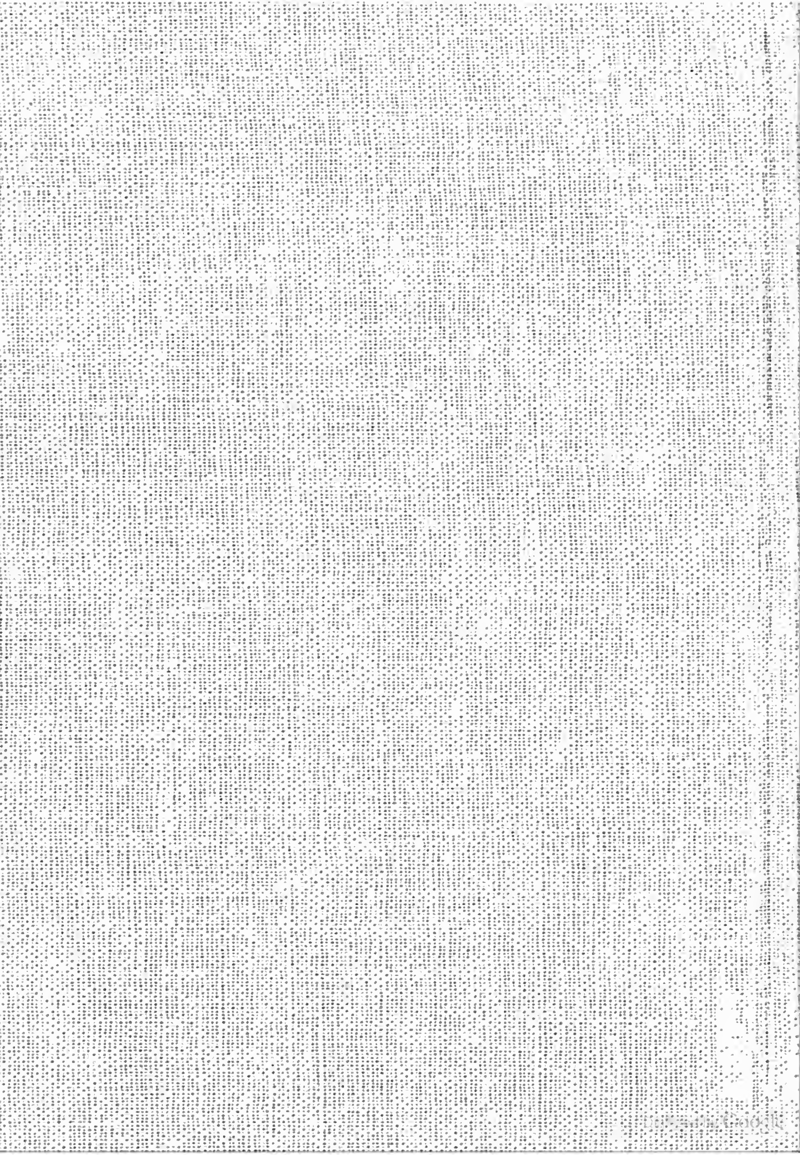


image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

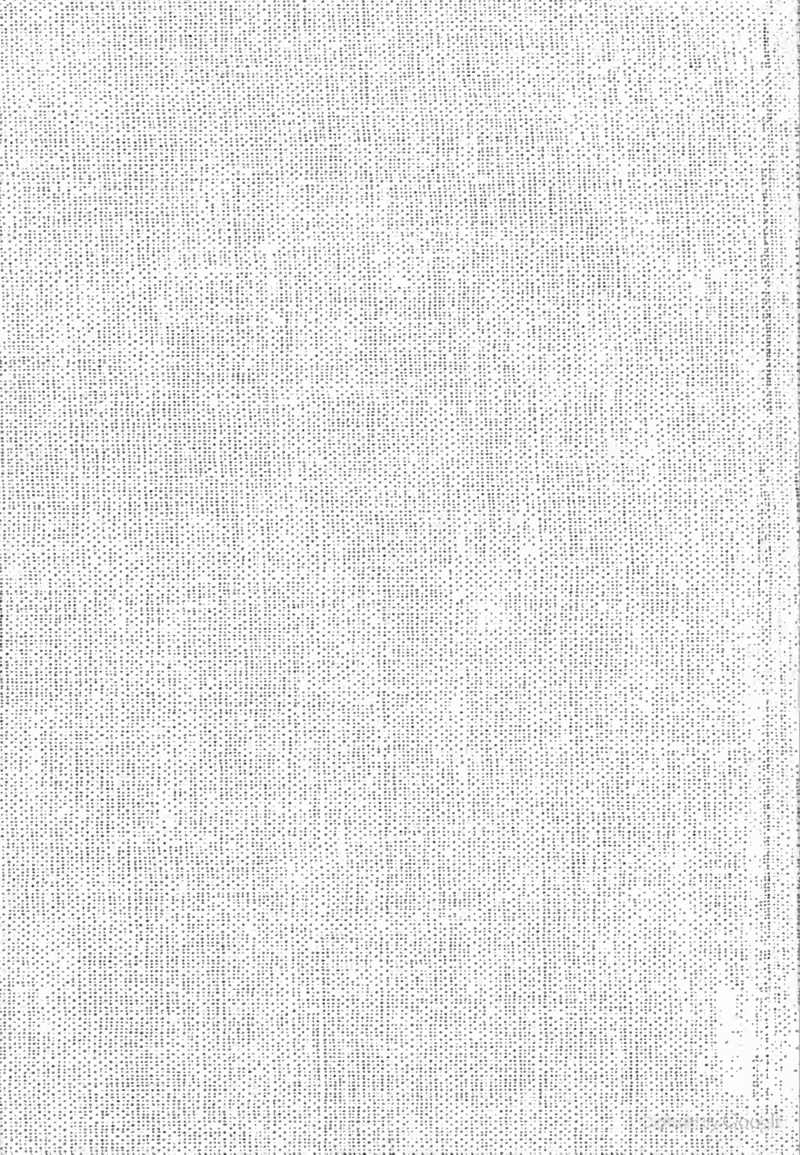


image
not
available

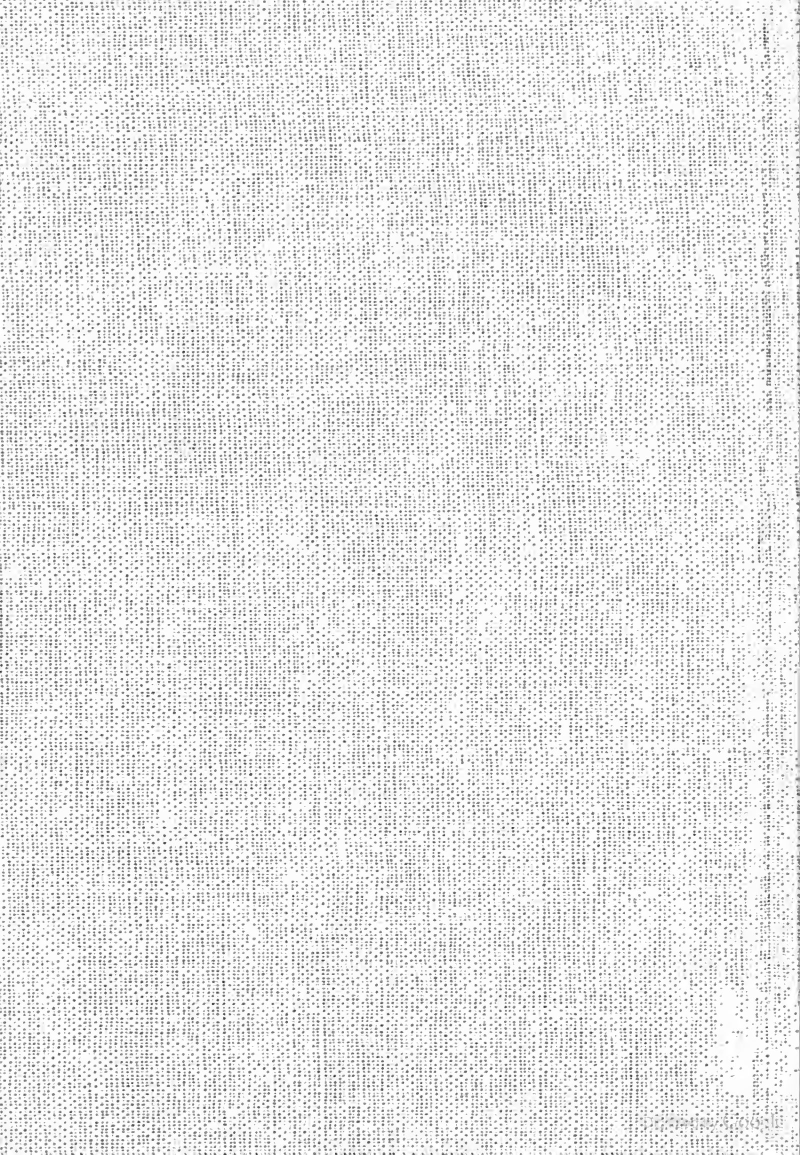


image
not
available

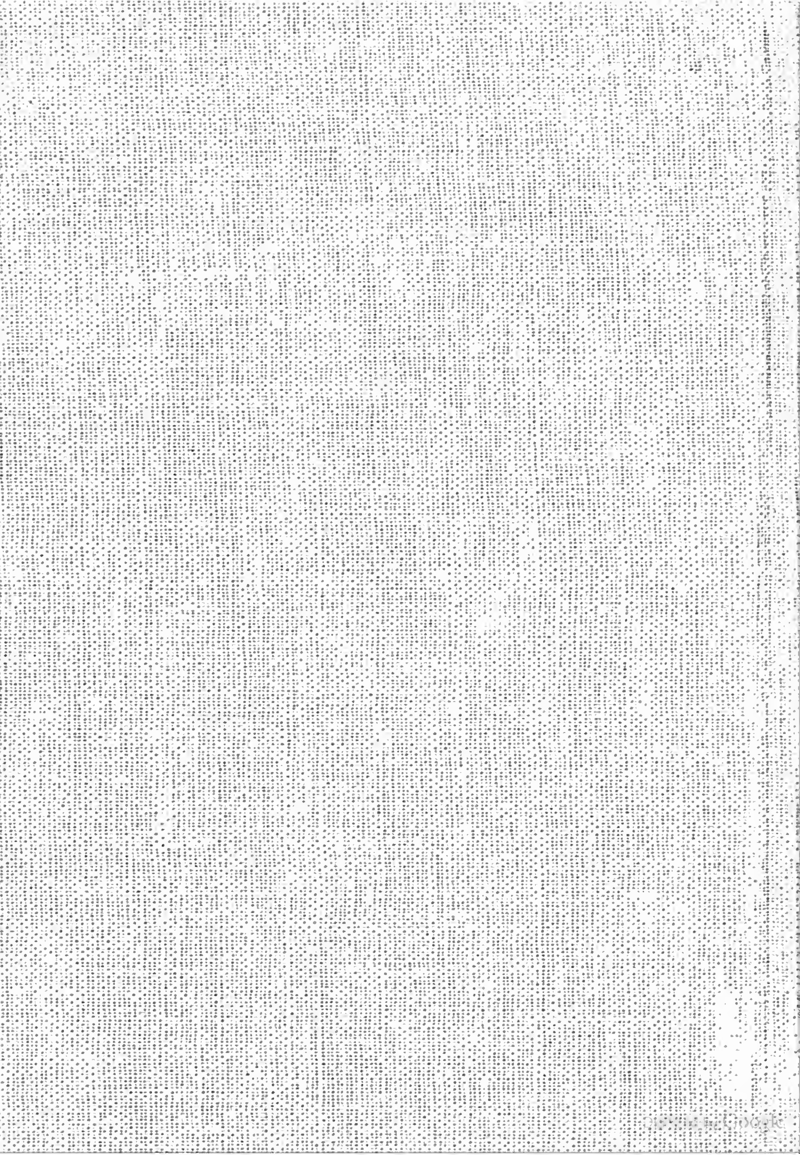


image
not
available

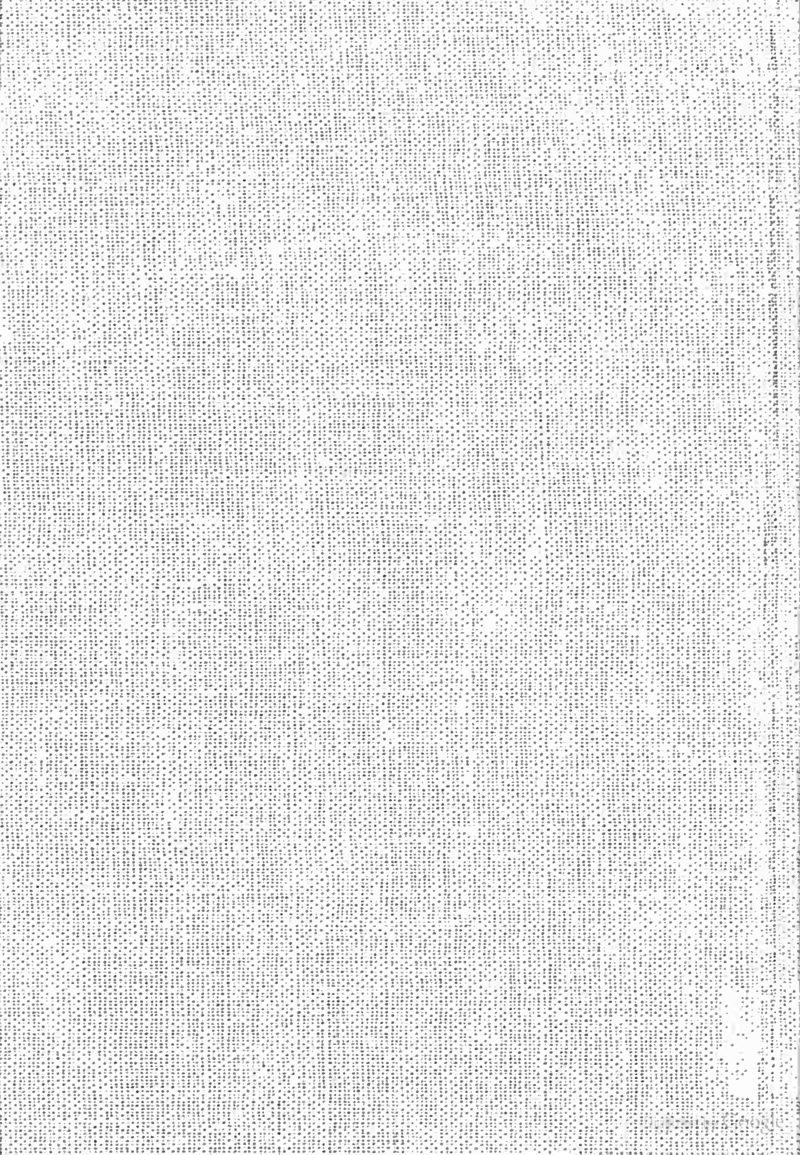
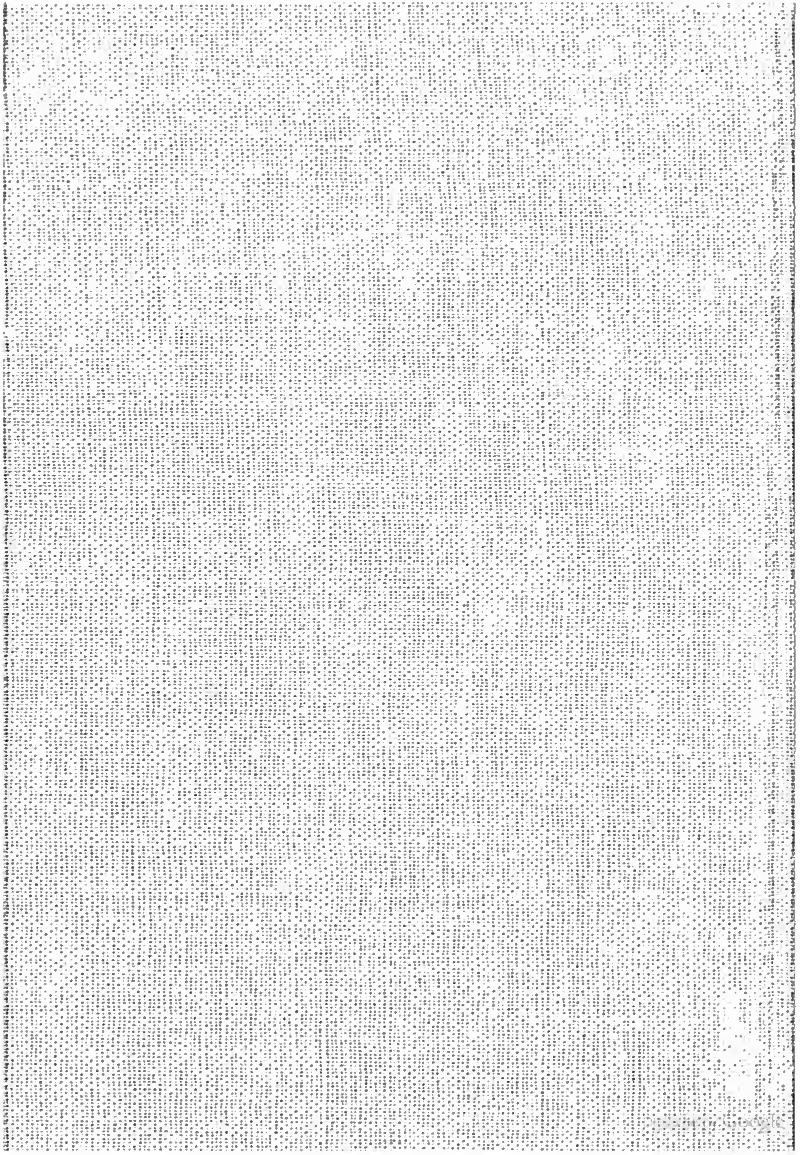


image
not
available

image
not
available



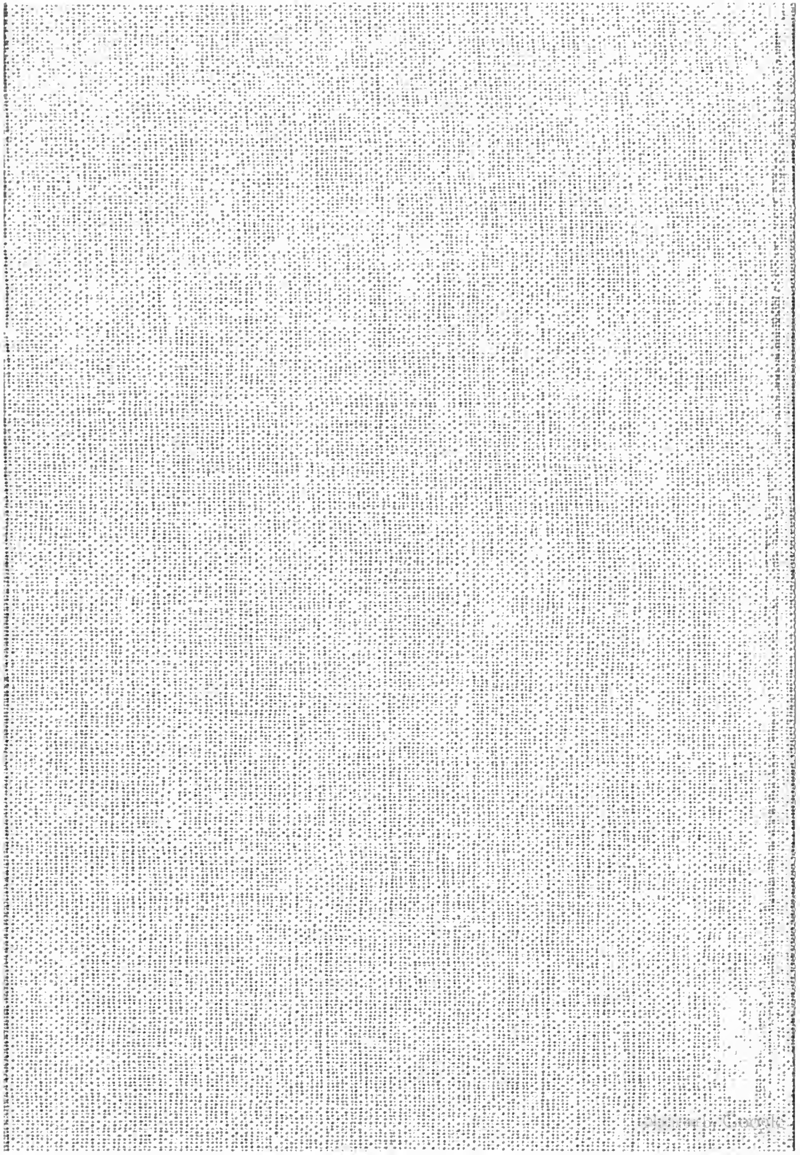


image
not
available

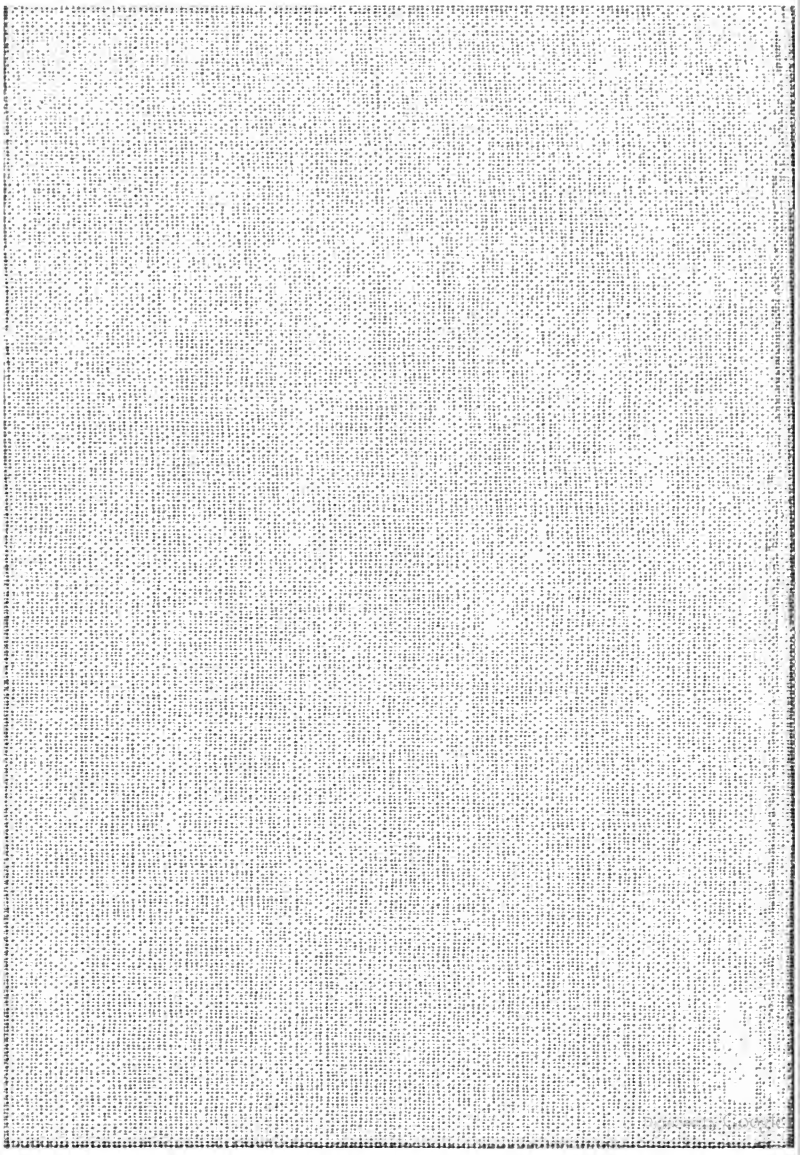


image
not
available

image
not
available

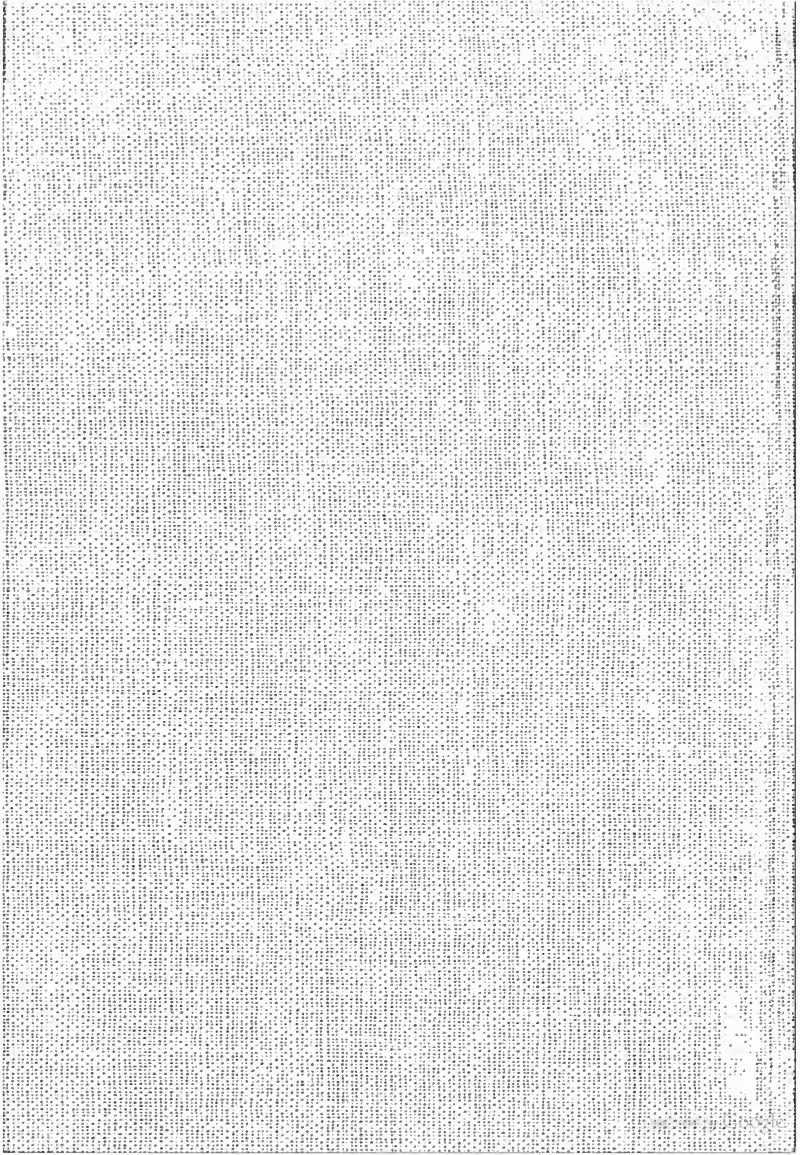


image
not
available

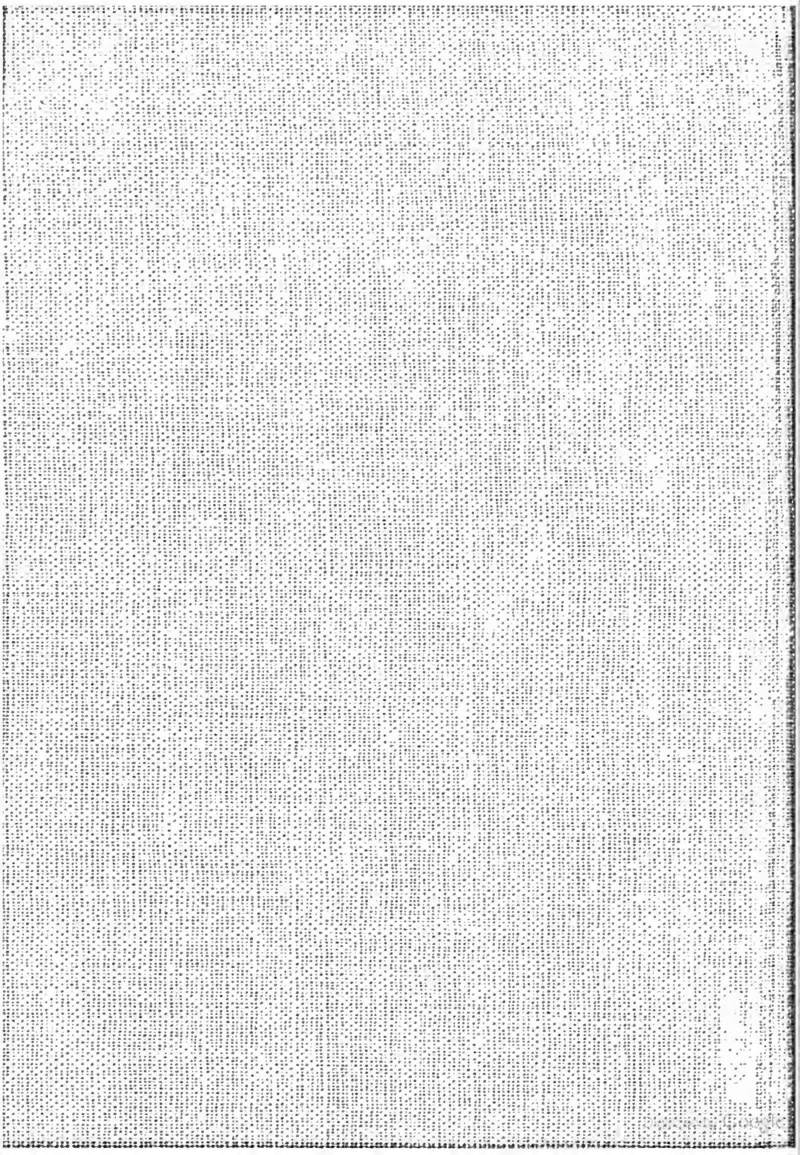


image
not
available

image
not
available